

treffpunkt Spezial:

Dichter-Ehe des Jahrhunderts: Leo Tolstoi und Sophia Tolstaja

Porträt

Der Krimiautor Gunter Gerlach

Buchtipps

Neues aus Belletristik
und Sachbuch

Spezial

Rückschau auf die Dichter-
Legende Leo Tolstoi

Die Autoren

Elisabeth von Ascheraden
Andreas Hagedorn
Haidemarie Heinz
Christine Iff
Lilli Pritzkau

„Lieber probieren und schlecht
machen, als gar nichts tun.“

(Leo Tolstoi, Tagebücher, 1821)



Liebe Teilnehmerin,
lieber Teilnehmer,

ein neues Jahr weckt immer Erwartungen. Ich wünsche Ihnen allen, dass 2011 für Sie ein gutes und erfolgreiches Jahr wird – natürlich auch im Schreiben! Der Erfolg kommt ja manchmal schneller als erwartet. Denken Sie nur an unsere Förderpreisträger, deren Geschichten Sie in diesem „treffpunkt“ lesen. Ich bin sicher, dass die wenigsten damit gerechnet haben, ihre Kurzgeschichten abgedruckt zu sehen. Wer weiß, vielleicht legen auch Sie in diesem Jahr den Grundstein für eine erste Veröffentlichung?

Apropos Veröffentlichung: Heute stellen wir Ihnen einen der berühmtesten Literaten der Weltliteratur vor: Leo Tolstoi, dem wir mit „Krieg und Frieden“ sowie „Anna Karenina“ zwei unvergessliche Werke und Zeitzeugnisse der russischen Gesellschaft verdanken. Anlässlich seines Todestages im vergangenen Jahr kam viel Neues über ihn und vor allem auch über seine schreibende Ehefrau ins Licht der Öffentlichkeit. Einen Einblick ins Leben und Schaffen des Jahrhundertdichters gibt Ihnen unser „Spezial“.

Was erwartet Sie noch? Wir stellen Ihnen lesenswerte Buch-Neuerscheinungen vor und porträtieren den Krimi-Autor Gunter Gerlach, der mit 70 Jahren immer noch ein Buch nach dem anderen schreibt. Wie Sie sehen: Schreiben hält jung!

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen!

Es grüßt Sie herzlich

Sabine Grillo
Pädagogische Leiterin
der Schule des Schreibens

PS: Die neuen Termine für unsere Praxis-Seminare „Schreibtisch“ sind da. Melden Sie sich am besten schnell an!

Inhalt

Förderpreise

Ein erfrischender Urlaub <i>von Haidemarie Heinz</i>	3
Telefongespräch <i>von Elisabeth von Ascheraden</i>	8
Alles bleibt anders <i>von Lilli Pritzkau</i>	10
Für Ulrike <i>von Christine Iff</i>	16
Herbsttage <i>von Andreas Hagedorn</i>	20

Portrait	Der Krimi-Autor Gunter Gerlach	6
-----------------	-----------------------------------	---

Spezial	Die Dichterlegende Leo Tolstoi	12
----------------	-----------------------------------	----

Schreibtisch- Termine		15
----------------------------------	--	----

Buchtipps		18
------------------	--	----

News		22
-------------	--	----

Adressbörse		23
--------------------	--	----

Impressum		24
------------------	--	----



7. Förderpreis 2010 · von Haidemarie Heinz

Ein erfrischender Urlaub

Plötzlich erschien die Wohnung muffig und eng, und ich schaute meinen Sohn ungläubig an. Seit Wochen freuten wir uns auf diesen Kurzurlaub in unserem Lieblingshotel, und nun mutete unser Sohn uns zu, dass wir darauf verzichten sollten?

Auch Werner wirkte enttäuscht und schaute Wolfgang finster an.

„Eine Dienstreise? Und die müsst ihr ausgerechnet während unserer Urlaubswoche machen?“, fragte er verärgert.

„Ja doch, denn auf Anna könnt ihr doch nur aufpassen, wenn ihr Urlaub habt“, stellte Wolfgang fest. „Glaub mir, Vater, es fällt mir nicht leicht, euch darum zu bitten. Aber diese Dienstreise ist so schrecklich wichtig für uns.“

„Und warum bleibt Doris nicht bei Anna?“, wunderte sich mein Mann.

„Sie muss unbedingt mit mir kommen, weil sie die Korrespondenz geführt hat. Außerdem kann sie besser Englisch. Und die Gelegenheit haben wir nicht so bald wieder, mit den Amerikanern ins Geschäft zu kommen. Ihr würdet uns ungeheuer helfen, wenn ihr Anna in der Zeit zu euch nehmt!“

Was sollten wir da noch sagen?

Während mein Mann mir einen verärgerten Blick zuwarf, ging die Tür auf und Schwiegertochter Doris kam mit der dreijährigen Anna herein. Die Kleine lief zu meinem Mann, kletterte auf seinen Schoß und legte ihm mit einem süßen Lächeln die Ärmchen um den Hals. Und somit war die Sache entschieden. Kein Urlaub im Wellnesshotel LaVie, dafür eine Woche Babysitten.

„Also gut!“, seufzte Werner. „Mein Rücken hätte die Massagen im LaVie zwar bitter nötig, aber wenn wir uns um Anna kümmern müssen, dann werde ich eben darauf verzichten müssen.“

„Wir machen es uns zu Hause gemütlich“, tröstete ich ihn. „Und den Rücken kannst du dir ja auch hier massieren lassen.“

„Aber warum wollt ihr denn nicht trotzdem wegfahren?“, fragte meine Schwiegertochter verwundert. „Anna ist doch kein Baby mehr.“

Anna sah ihren Großvater aus großen Augen an und schüttelte den Kopf.

„Mit dem Kind ins LaVie?“, meinte Werner zweifelnd. „Da würde sie sich doch zu Tode langweilen!“

„Nicht ins LaVie, aber warum wollt ihr nicht in das Familienhotel fahren, in dem wir im Herbst waren?“, meinte

Wolfgang. „Da ist es auch sehr schön. Ihr habt alle Annehmlichkeiten, die es in einem Wellnesshotel gibt, Sauna, Schwimmbad, Massagen, Friseur, Kosmetikerin, nur dass sie eben auch auf Kinder eingestellt sind.“

„Familienhotel?“ Skeptisch sah Werner mich an. „Was meinst du?“

Familienhotel – das war nicht unbedingt das, wovon ich träumte. Herumtobende Kinder, schreiende Babys, gereizte Eltern! Diese Urlaube hatte ich für überwunden gehalten, seit meine Kinder keine Kinder mehr waren.

Doch ich wollte weg. Weg aus der nebligen Stadt, weg von der Firma, vom üblichen Trott, von den täglichen Pflichten. Und – zum ersten Mal mit unserer kleinen Enkelin zu verreisen – das konnte ja durchaus reizvoll sein. Es war schon schön, wenn sie zwei Mal die Woche für ein paar Stunden bei uns war, aber mit ihr eine ganze Woche wegfahren – das wäre eine neue Erfahrung. Fragte sich nur, ob es Werner zusagte. Eher nicht.

„Ich finde, es klingt interessant. Wir sollten es machen“, stellte ich fest und suchte im Geiste nach überzeugenden Argumenten.

Doch zu meiner Überraschung war Werner ohnehin schon – überredet,

von der Kleinen auf seinem Schoß nämlich.

„Willst du mit Omi und Opa eine Woche wegfahren?“, fragte er sie.

Sie wippte begeistert und näherte sich seinem Ohr, um ihm etwas hineinzuflüstern. Was es war, konnten wir nicht hören, doch Werners Schmunzeln verriet mir, dass es sich wahrscheinlich wieder um ein „süßes Geheimnis“ handelte. Schokolade oder Gummibärlis, welche sie von ihren Eltern nicht bekam.

Wolfgang und Doris tauschten erleichterte Blicke. Sie hatten es wieder einmal geschafft, uns herumzukriegen, und vermutlich war es einfacher gewesen, als sie befürchtet hatten.

Das Hotel war großzügig und von oben bis unten kindergerecht ausgestattet. Der junge Mann an der Rezeption eroberte sich sofort unsere Sympathien, als er uns – ob nun versehentlich oder mit Kalkül – für Annas Eltern hielt.

Dass es erwartungsgemäß kein allzu geruhsamer Urlaub sein würde, merkten wir schon beim Betreten des Hauses an der Lärmkulisse, die uns empfing und begleitete, wo immer wir hingingen. Doch damit mussten wir uns eben anfreunden. Anna, die sich an das Haus sofort wieder erinnerte, übernahm stolz die Rolle der Fremdenführerin und zeigte uns alle Attraktionen: Kinderspielplatz im Haus, Kinderspielplatz im Freien, Hallenbad mit Kinderplanschbecken, Speisesaal mit Kindersitzen, Kindergarten mit Tante.

Nach einem halben Tag hatten wir uns an die jungen Familien, die herumtobenden Kinder und die schreienden Babys gewöhnt und taten so, als wäre das unser gewohntes Milieu, auch wenn wir eindeutig die ältesten der anwesenden „Eltern“ waren.

Anna fühlte sich sichtlich wohl und das war das Wichtigste.

„Was denkst du – sollen wir uns zum Abendessen umziehen?“, fragte ich Werner, bevor wir am frühen Abend in den Speisesaal gingen.

„Aber nein! Sicher kommen alle in Jeans und Pullover zum Essen“, meinte er. „Außerdem sind die Zeiten ohnehin vorbei, wo man sich für das Abendessen in Schale wirft.“

Jeans und Pullover. Auch gut. Dann wurden die eleganten Klamotten eben wieder ungetragen nach Hause gebracht.

Natürlich hatte Werner Recht mit seiner Einschätzung. Die saloppe Kleidung der jungen Eltern im

Speisesaal unterschied sich in nichts von ihrer Tageskleidung und als wir das lebhaft Treiben rund um uns beobachteten, konnte wir es auch verstehen. Mit Kleinkindern sind Flecken am Gewand unvermeidlich, und das eleganteste Kleid samt Stöckelschuhen verliert seine Wirkung, wenn man darin einem Kind nachjagen muss. Doch dann entdeckte ich eine Ausnahme.

Als ich mich mit Anna am kalten Buffet anstellte, stand eine Frau vor uns, die sich auffallend von den anderen Gästen unterschied. Sie war ungefähr dreißig, langbeinig, vollbusig und kurvenreich. Ihre Formen wurden eindrucksvoll durch eine hautenge Hose aus giftgrün-glänzendem Satin und eine tief dekolletierte Glitzerbluse betont. Dazu trug sie hochhackige goldene Stiefeln mit Plateausohlen und um die Taille schlang sich ein breiter goldener Gürtel. Das auffallend geschminkte Gesicht wurde von einer wasserstoffblonden Lockenmähne umrahmt und die Ohrklappen zierten große, glitzernde Clips.

Von welcher Seite man sie auch betrachtete, man wurde den Eindruck nicht los, dass es sich um eine Dame des horizontalen Gewerbes handelte – und zwar in Arbeitskleidung.

Das Urteil der Jury:

„Eine glatt erzählte, auch humorvoll angelegte Geschichte, amüsant und nicht ohne Überraschungen, wenn auch nicht immer glaubwürdig.“

(Dr. Fritz Gesing)

Was hatte diese Frau in einem Familienhotel verloren? Konnte es sein, dass sie hier Kunden suchte? Und vielleicht sogar fand? Vielleicht war sie ja mit ihrem Kind im Urlaub. Aber wozu dann diese Aufmachung?

Auch Anna musterte die Frau mit großen Augen von unten nach oben und sah ihr interessiert zu, wie sie sich am Buffet bediente. Während ich mir noch über Beruf und Intentionen dieser Frau den Kopf zerbrach, nahm mich die Kleine an der Hand und zog mich hinunter.

„Diese Frau gefällt mir so gut“, flüsterte sie mir ins Ohr. „Glaubst du, sie ist eine Prinzessin?“

Ich schluckte meine Verblüffung hinunter und zuckte die Achseln.

„Vielleicht“, räumte ich schmunzelnd

ein – denn was sonst hätte ich darauf sagen sollen?

Ich musste auch noch schmunzeln, als wir mit gefüllten Tellern zu unserem Tisch zurückkehrten.

„Was amüsiert dich so?“, wollte mein Mann wissen.

„Wir haben eine Prinzessin gesehen!“, nahm mir Anna die Antwort ab.

„Oh!“, wunderte sich Werner und sah sich suchend unter den Jeans-tragenden Müttern um. Doch die Prinzessin war nicht mehr zu sehen.

Wieder im Zimmer, schaltete Werner den Fernsehapparat ein, während ich die Kleine zu Bett brachte. Allmählich wurde das Lärmen vor unserem Zimmer schwächer. Keine trippelnden Schrittschritte mehr im Korridor, kein Quietschen und Schreien, keine tadelnden Rufe der Eltern. Gegen 9 Uhr breitete sich wohlthuende Stille im Haus und Schläfrigkeit in mir aus. Auch der Krimi im Fernsehen schaffte es nicht, mir die Augen offen zu halten. Ich ging ins Badezimmer, um mir das Gesicht zu reinigen und betrachtete mich lange im Spiegel.

Du siehst beinahe so alt aus, wie du bist – stellte ich frustriert fest. Mein Gesicht war blass und wirkte müde, das Haar hing mir fahl und glanzlos in die Stirn, und die Jeans und der unscheinbare graue Pulli unterstrichen die triste Wirkung noch. Ich beschloss, am nächsten Tag den Friseur im Hotel aufzusuchen. Ich brauchte einen flotten Haarschnitt, eine Farbauffrischung und vielleicht ein paar helle Mächen. Und dann musste ich unbedingt zur Kosmetikerin.

Die paar Stunden allein mit Anna konnte ich Werner schon zumuten.

Er nahm es denn auch erfreulich gelassen, dass ich am nächsten Tag zum Friseur gehen wollte. Er würde mit Anna einen Spaziergang machen und danach mit ihr ins Schwimmbad gehen. Ich nahm an, dass ich in höchstens drei Stunden fertig sein würde, doch die brauchte ich allein schon beim Friseur – und danach war ich noch fast eine Stunde bei der Kosmetikerin. Dementsprechend schlecht war mein Gewissen, als ich nach vier Stunden auf unser Zimmer eilte. Aber meine Befürchtung, eine quengelnde Enkelin und einen schlecht gelaunten Ehemann vorzufinden, bewahrheitete sich zum Glück nicht. Entspannt saßen sie auf der Polsterbank und Werner las ihr aus einem neuen Kinderbuch vor. Erleichtert setzte ich mich zu ihnen. Werner nahm die

Brille ab und musterte wortlos, doch interessiert meine Frisur.

„Habt ihr es schön gehabt?“, fragte ich.

„Ja!“, rief Anna fröhlich. „Der Opa hat mir dieses Buch gekauft. Und dann habe ich eine Schokolade und Gummibärlis gekriegt – und nach dem Essen einen Eislutscher.“

Ich lächelte amüsiert über die verbotenen Tricks, mit welchen Werner sich durchgeschlagen hatte.

„Und im Schwimmbad war die Prinzessin“, fuhr Anna fort. „Sie war die ganze Zeit gleich neben uns. Und sie hat mit uns ganz lieb geredet!“

Das Lächeln verging mir schlagartig.

„Oh!“, gab ich von mir und schaute Werner verwundert an – doch der studierte wieder konzentriert das Kinderbuch.

„Die Prinzessin war wieder so wunderschön angezogen“, plapperte Anna weiter. „Ihre Badehose war ganz aus Gold – und auf ihren Schuhen waren Edelsteine. Und ein durchsichtiges Kleid hat sie gehabt, das war wie ein Schleier.“

Wie genau ich sie vor mir sehen konnte – diese Prinzessin mit der goldenen Badehose. Vermutlich war es ein Tanga und sie ging oben ohne, den üppigen Busen nur bedeckt mit diesem durchsichtigen Schleier, der mehr verriet als er verhüllte.

Werner schmunzelte kaum merklich, schließlich legte er das Kinderbuch beiseite und stand auf.

„Zeit, sich fürs Essen umzuziehen“, stellte er fest.

„Umziehen?“, wunderte ich mich. „Ich dachte, man wirft sich nicht mehr in Schale?“

„Ach was – ich fühle mich einfach besser mit Rock und Krawatte.“

„Ich will auch ein schönes Kleid anziehen“, beschloss Anna und lief zum Kleiderschrank. Drei süße Kleidchen hatte sie mit, doch zu ihrem großen Bedauern waren sie ohne jede Spur von Gold, Silber oder Glitzer. Da fiel ihr die Wahl natürlich schwer. Während ich sie anzog, leistete sich mein Mann eine auffallend gründliche Nassrasur und verließ das Badezimmer eingehüllt in einer Duftwolke von Rasierwasser.

Wenn ich nicht wie Aschenputtel neben ihnen wirken wollte, musste ich mich ebenfalls umziehen. Over-

dressed wollte ich allerdings auch nicht erscheinen, und das richtige Maß zu finden, war gar nicht so einfach. Violette Seidenbluse und schwarze Georgette-Hose war schließlich die Lösung, und dazu gehörte auch ein dezentes Make-up. Und das alles brauchte natürlich seine Zeit, doch Werner zeigte sich überraschend geduldig.

An diesem Abend war es nicht nur die Prinzessin, die Aufsehen erregte. Die verwunderten Blicke der Gäste, die uns im Speisesaal folgten, machten mich eher verlegen. Kaum hatten wir am Tisch Platz genommen, schnappte sich Werner die Kleine und ging mit ihr zum Buffet.

Und da stand sie wieder in voller Pracht – die Prinzessin – aufgetakelt wie ein Zirkuspferd. Bewundernd hingen Annas

Augen an ihr und Werner nickte ihr freundlich zu.

Annas Begeisterung für die Prinzessin schien ansteckend zu sein und es war vermutlich ratsam, dass ich meinen Mann nicht mehr zu viel mit der Kleinen allein ließ.

„Die Prinzessin ist wieder da“, rief mir Anna denn auch gleich freudestrahlend zu, als sie zum Tisch zurückkamen und Werners aufgeräumte Miene ärgerte mich.

„Und? Ist sie im Dienst?“, fragte ich ihn schnippisch.

„Kein Ahnung“, meinte er mit unschuldigen Augen. „Wie soll ich das wissen?“

„Mein Traum: Meinen fast fertigen Roman veröffentlichen.“

Über die Autorin



Haidemarie Heinz (66) hatte sich zum Lehrgang „Belletristik“ angemeldet, um herauszufinden, ob sie überhaupt Talent zum Schreiben hat. „Anscheinend bin ich nicht so schlecht“, freut sich die Pensionärin und Geschäftsfrau aus Wien. Ihre humoristische Geschichte „Ein erfrischender Urlaub“ erzielt den 7. Rang.

Beim Frühstück war die Prinzessin nicht zu sehen. Eine Frühaufsteherin war sie also nicht, wie alle Leute, die in erster Linie nachts arbeiten. Am Vormittag machten wir mit Anna einen Spaziergang und nach dem Mittagessen hatte Werner einen Massagetermin. Also ging ich mit Anna allein ins Schwimmbad. Die Prinzessin war zu ihrer Enttäuschung nicht da, dafür dauerte Werners Massage so lange, dass ich langsam unruhig wurde. Nach drei Uhr tauchte er endlich im Schwimmbad auf.

„Wo warst du so lange?“, fragte ich ihn ungehalten.

„Erst bei der Massage und danach beim Friseur.“

Sein Haar war zwar tatsächlich kürzer, doch wie viel Zeit konnte ein Herrenhaarschnitt schon brauchen?

Ungläubig schaute ich ihn an.

„So lange?“

„Lange?“, meinte er amüsiert. „Du warst gestern vier Stunden beim Friseur.“

Ihm zu erklären, dass es etwas anderes ist, wenn eine Frau zum Friseur geht, wäre sinnlos gewesen. Dass gleich darauf die Prinzessin auftauchte, freute zwar Anna, doch mir missfiel es gründlich. Nicht, dass ich Werner verdächtig hätte, doch mir wurde klar, dass ich ihn tatsächlich gut überwachen musste. Man kann ja nie wissen, was einem Mann so einfällt. Wie im Flug vergingen die Tage und ich ließ Werner die ganze Zeit nicht aus den Augen. Wenn er ein Mittagsschlafchen machte, blieb ich mit Anna auch im Zimmer. Wir begleiteten ihn zu seinen Massagen und holten ihn wieder ab und ins Schwimmbad gingen wir prinzipiell gemeinsam. Vor dem Abendessen pflegte Werner eine halbe Stunde im Badezimmer zu verbringen. Er rasierte sich besonders gründlich, trimmte sich auf jugendlich und putzte sich heraus, als würden wir ins Theater gehen und natürlich musste auch ich mich dann umkleiden und herrichten.

Zu meiner Verwunderung war auch im Speisesaal eine Veränderung feststellbar. Wir waren nicht mehr die Einzigen, die nicht in Jeans und Pullover erschienen. Jeden Abend waren es ein paar Gäste mehr, die sich zum Essen umkleideten. Doch die Prinzessin übertraf natürlich alle und Annas Interesse an ihr wuchs und wuchs – und sichtlich auch das meines Mannes.

Fortsetzung auf Seite 9



© Tanja Stapelfeld

„Schreiben hält jung!“

Kreatives Doppelleben - der Krimiautor und Künstler Gunter Gerlach

Schon in der ersten Minute der Begegnung mit Gunter Gerlach wird klar: Tägliches Schreiben hält jung. Und zwar sehr jung! Kaum zu glauben, dass der schlanke Mann im schwarzen T-Shirt mit Jeans, Sweatshirtjacke und diesem jugendhaften Charme Jahrgang 41 ist! Während andere Siebzigerjährige ihren Ruhestand genießen, produziert Gunter Gerlach seit fast zwei Jahrzehnten ein Buch nach dem anderen, insgesamt sind es an die 30 Krimis und Romane. Legendär sind seine „Hamburg-Krimis“: schrullige Typen erleben skurrile Geschichten in der Hansestadt, Lokalkolorit inklusive. Schon die Titel der Bücher verraten seine Liebe zu Hamburg: „St. Pauli Weekend“, „Bergedorfer Therapie“ oder „Der Hammer von Wandsbek“ heißen einige seiner Werke. „Ich lebe hier so lange“, sagt er, „dass es für mich am einfachsten ist, meine Geschichten hier anzusiedeln, ich kenne viele Ecken und kann aus einem großen Repertoire an Stadtkennntnis schöpfen.“

Von Christiane Glas

Allergische Antihelden

Gunter Gerlach ist bekannt für seinen unkonventionellen Stil. Seine Krimis sind keine klassischen „Wer hat’s getan“-Geschichten“. Genre-Regeln gälten für ihn nicht, wehrt er sich mit hintergründigem Lächeln. „Die Leiche muss bei mir nicht bis Seite 11 auftauchen und auch der Mörder nicht gleich am Anfang als Person erscheinen. Das engt einen kreativen Autor

doch nur ein! Ich möchte lieber die Geschichte eines Verbrechens erzählen, aus welcher Perspektive auch immer!“

Und was ist mit der Liebe? „In meinen Krimis sind Liebesgeschichten dringend erforderlich – das schreib ich einfach gern!“, sagt Gerlach. So lebt einer seiner Helden, der Schriftsteller Jakob Vogelwart aus dem 2001 erschienenen Krimi „Ich lebe noch, es geht mir gut“, ein Doppelleben: weil er an einer Schreibblockade leidet, muss

Vogelwart seinen Lebensunterhalt durch Einbrüche bestreiten. Und dann ist er auch noch unglücklich in die Kellnerin Colli verliebt, deren Schwester möglicherweise Opfer einer Entführung geworden ist. Als dann ein Mord geschieht, überschlagen sich die Ereignisse....

Vier bis fünf Stunden am Tag und oft bis spät in die Nacht arbeitet Gunter Gerlach an seinen Krimis und Romanen. „Ich muss meine eigenen vier Wände zum Schreiben haben, damit ich niemanden störe“. Deshalb ist er 1999 aus dem Hamburger Vorort Tonndorf, wo er am Wochenende mit Frau und Hund lebt, in seine „Arbeitswohnung“ in die „Schanze“, ein Szeneviertel in der City gezogen. „Ich muss mitten im Leben sein“, sagt er, und „ich muss Leute auf der Straße sehen.“ Hier, in seiner großzügigen, lichtdurchfluteten und sparsam möblierten Wohnung sortiert er seine Gedanken und entwickelt eigenwillige, dunkle Geschichten.

Die Phantasie in Bewegung setzen

Und wenn ihm mal, wie seiner Figur Jakob Vogelwart, nichts mehr einfällt, verlässt er sofort den Schreibtisch. „Ich setze mich in Bewegung“, sagt er, „35 Cafés und Restaurants liegen fünf Minuten zu Fuß von meiner Wohnung entfernt. Es passiert dann schon auf dem Weg: ich weiß dann schon auf der Treppe in der Regel, wie die Story weitergeht, denn die besten Ideen habe ich beim Spazierengehen oder beim Walken. Das Gehen“, so empfiehlt er allen, die schreiben, „setzt nicht nur den Körper, sondern auch den Geist in Bewegung.“

Oft wird Gunter Gerlach gefragt, wie viel er selbst mit seinen verschrobene Helden zu tun hat, mit dem hochallergischen, etwas neurotischen Detektiv Bartzsch zum Beispiel, dem

er in seinen Büchern „Blütenstaub“, „Katzenhaar“ oder „Kortison“ (für den er 1995 den Deutschen Kriminalpreis erhielt) ein Denkmal setzt. „Na ja“, sagt Gunter Gerlach und lächelt verschmitzt, „meine Protagonisten ähneln sich alle, es ist ganz viel von mir selbst drin. Das ist ja auch der Umstand, der einen als Autor so verletzlich macht, wenn man kritisiert wird. Man bringt seine eigene Persönlichkeit mit ein, seinen Charakter, Wünsche! Das ganze Konglomerat, aus dem das Leben besteht, das bringt man in seine Protagonisten mit ein.“

„Man muss einen inneren Druck haben, um etwas aufzuschreiben.“

Zum Schreiben ist Gerlach eher auf Umwegen gekommen. Nach einer Lehre als Elektromechaniker hat es der gebürtige Leipziger prompt an die Hochschule für Bildende Künste in Hamburg geschafft – ohne Aufnahmeprüfung, auf dem Begabtenweg. Er studierte Grafik und Fotografie und ging in die Werbung. Nicht als Grafiker, wie geplant, sondern als Texter. Das sei seine Lehrzeit im Schreiben gewesen, erzählt Gunter Gerlach, er musste für die Werbung sämtliche Stile beherrschen und Sprache gründlich analysieren können. Als der Wunsch in ihm aufkeimte, eigene Geschichten zu veröffentlichen, schrieb er einfach an einige Verlage und hatte Glück beim Eco Verlag in Zürich. „Das Katzenkreuz“ erschien 1984, Veröffentlichungen im Rotbuch-Verlag, bei Piper, bei Greno und im Kellner- oder Nautilus-Verlag folgten. Inzwischen

ist er ein „manischer“ Autor, der schon während des Schreibens das nächste Buch im Kopf hat. „Man muss einen inneren Druck haben, um etwas aufzuschreiben“, sagt Gerlach, „Man überlegt nicht lange, was man da tut, sondern drückt Dinge aus, die einen umtreiben. Schreiben ist ja Krankheit und Therapie zugleich. Ein wunderbares Mittel, wenn man im Leben nicht zurechtkommt, DOCH zurecht

zu kommen.“ Seit 20 Jahren kann Gunter Gerlach gut von der Schriftstellerei leben: „Ich schreibe meine Romane oder Erzählungen immer ganz

auf und schicke keine Exposé an die Verlage. Wenn ich fertig bin mit der Geschichte, hab ich ja schon mein Vergnügen gehabt“, sagt er lachend, „wenn sie dann veröffentlicht wird, ist das das Zuckerstückchen, das Sahnehäubchen obendrauf.“

Auf der Suche nach einer neuen Sprache

Zusammen mit Lou A. Probsthayn, Michael Weins und 11 weiteren Autoren hat sich Gunter Gerlach 1999 vorgenommen, eine neue schriftstellerische Qualität für das neue Jahrtausend zu entwickeln. Sie gründeten das „Hamburger Dogma“ (www.hamburger-dogma.de), eine Art Regelwerk für Autoren, um zukünftig plastischer und authentischer zu schreiben. Sie versuchten z.B. nur noch im Präsens zu bleiben, wertende

Adjektive oder gebrauchte Metaphern zu vermeiden, keinen allwissenden Erzähler zu verwenden und Gefühle zu beschreiben statt sie nur zu benennen. „Was ist denn eine SCHÖNE Frau?“, fragt Gunter Gerlach, „der Autor verbirgt doch etwas hinter diesem Wort. Das möchten wir doch gerne ganz genau wissen! Auch Sätze wie „er war wütend und sie war traurig“ wird man bei mir nicht lesen. Ich beobachte Menschen, wie sie traurig sind oder wütend und dann beschreibe ich das. Das merken die Leser sofort und haben ein Bild vor Augen.“ Das Dogma der Autoren war ein Experiment, bestätigt Gerlach, aber eines, das seinen Stil sehr nachhaltig geprägt hätte. „Es hat mich zu einer bewussteren Sprache, zu besseren Ausdrücken gebracht.“ Und genau diese unverwechselbare, lakonisch-hintergründige Sprache lieben nicht nur Gerlach-Fans!



Visuelle Poesie - Sprachräume unter freiem Himmel

Gunter Gerlach ist ein Multitalent, das viele Künste und Menschen zusammenbringt. Der Autor von Krimis, Romanen, Kurzprosa und unzähligen Hörspielen, der zur Autorengruppe „PENG“ gehört, hat den „literarischen Quickie“ erfunden, eine seit einigen Jahren wöchentlich stattfindende, 17-Minutenlesung in einer Hamburger Kneipe. Er entwirft und gestaltet Skulpturen und stellt Schilder mit abstrakten Texten in unterschiedliche Landschaften. „Da stehen die Leute vor diesem Schild“, erzählt Gerlach „gucken in die Landschaft und irgendwann glauben Sie, das zu sehen, was ich mir dabei gedacht habe. Und das ist das Geheimnis der Schilder, ja der Kunst überhaupt: jeder Betrachter verbindet mit dem Text innerhalb der Landschaft etwas völlig anderes, jeder interpretiert das für sich – ohne meine Absicht als Künstler zu kennen. Das funktioniert wirklich prima. Ich gestalte ganze Gärten mit bis zu 60 Schildern, durch die Leute durchgehen. Manche behaupten, es wäre, wie durch ein Gedicht zu gehen. Das macht mir Spaß!“

Bücher von Gunter Gerlach (eine Auswahl):

„Friedhof der Beziehungen“, Krimi, 2010, Ars Vivendi.

„Mord ohne Leiche“, Krimi, 2009, Ellert & Richter.

Mehr über Gunter Gerlach: www.gunter-gerlach.de

Zur Person Gunter Gerlach:

Krimi-Autor und Künstler, 1941 in Leipzig geboren, Studium an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg, 1986 Gründung der Autorengruppe PENG, 1999 Mitglied der Gruppe „Hamburger Dogma“, 1995 Deutscher Kriminalpreis für „Ich lebe noch, es geht mir gut“, 1999 Krimi-Stadtschreiber Flensburg, 2003 Friedrich Glauser-Preis für Kurzgeschichten, jährliche Hamburg-Krimis, aktueller Krimi „Friedhof der Beziehungen“, im April 2010 bei Ars Vivendi, Cadolzburg erschienen. Hörspiele, Theaterarbeit, Performances und Installationen im Bereich der Visuellen Poesie gehören ebenfalls zu seiner Arbeit.





8. Förderpreis 2010 · von Elisabeth von Ascheraden **Telefongespräch**

Wo gibt es bei uns noch Telefonzellen? Nirgends. Außer der roten am Rathaus, einem Geschenk unserer englischen Partnerstadt. Aber die steht da eigentlich nur so. Kein Mensch telefoniert mehr von dort. Hat ja jeder sein Handy. Deswegen war ich erstaunt, neulich jemanden in der roten Telefonzelle telefonieren zu sehen.

Also ging ich näher ran, um zu sehen, was für ein Fossil dort telefoniert. Und was soll ich sagen, er war viel jünger als ich. Ein bisschen verwahrlost, das schon, aber es wirkte eher beabsichtigt, nicht einfach nur so runtergekommen. Als ich ganz dicht dran war, hörte ich seine Stimme. Eine angenehme Stimme, wenn auch leicht erregt, genervt.

Hatte er die Tür nicht richtig geschlossen oder war die Zelle so durchlässig, jedenfalls konnte ich bequem einiges mitkriegen. Nicht alles natürlich, aber das, was ich hörte, war seltsam genug:

„ ... ja, jeden Tag über 30 Grad ...

strahlend blau von morgens bis abends ... jede Menge Palmen, sogar hier vor der Zelle, Dattelpalmen nehm ich an...“

Was redete er denn da? Der Himmel war trüb, mittelgrau, Straßenschilder und Laternen gab es, aber von Palmen keine Spur!

Diese jungen Leute heutzutage. Warum log der? Was war mit dem?

Seit Tagen wurde im Fernsehen und Radio über diesen Amokläufer berichtet. Und dass man sie nicht erkennen kann. Dass sie ganz unauffällig sind. Aber irgendwie natürlich doch gestört. Unauffällig gestört. Gibt's das? Kann es sein, dass ein Mensch neben einem lebt, der völlig neben der Spur ist – und man merkt es gar nicht?

Damals, als meine Frau die Tabletten nahm, kam das für mich auch aus heiterem Himmel. Wie sie vor mir lag, ganz weiß und still. Tabletten und Alkohol. Und ich hatte nichts gemerkt. Der Arzt wollte mir nicht glauben. Sah mich so vorwurfsvoll an. Ich hatte wirklich nichts ge-

merkt. Gut, sie trank ganz gern ein Gläschen oder auch zwei. Manchmal verschwand die Flasche. Aber ich habe die Flaschen ja nicht entsorgt. Das Geschepper von dem Glascontainer geht mir auf die Nerven. Da schmeiß ich nie was rein.

War sie unglücklich, unzufrieden mit ihrem Leben?, fragten sie mich. Woher sollte ich das wissen? Mir hat sie nichts gesagt. Wir haben über so was nicht gesprochen.

„Aber die Sache mit Ala und dem Hai, das war unglaublich... Hab ich dir doch...“

Das wurde ja immer besser. Palmen, Hai, Ala. Wer wohl diese Ala war? Eine Freundin? Mit wem telefonierte er überhaupt? Vielleicht mit seiner Mutter. Die machte sich bestimmt Sorgen.

Ich habe mir keine Sorgen gemacht, weil ich ja nichts gemerkt habe. Luise war wie immer an dem Morgen. Sie stand vor mir auf, machte das Frühstück und holte drei Schrippen und die Zeitung. Leere Flaschen standen

nie rum. Die hat sie immer gleich weg. Deswegen ist mir ja auch nichts weiter aufgefallen. Ich stellte dann das Radio an. Man will ja wissen, was in der Welt passiert, und es ist auch leichter mit Radio, wenn man nicht so viel zu sagen hat. Luise hat schon geredet. Ziemlich viel sogar. Ich gebe zu, ich habe nicht immer hingehört. Hat mich nicht interessiert. Sie hat geredet, geredet. Das war alles so eingespielt.

„... Braun werden, wer will denn heute noch braun werden?...“

Das Urteil der Jury:

„Der assoziativ aufgebaute Text spielt geschickt auf mehreren Erzählebenen und treibt in Kürze und starker Verdichtung eine Erzählhandlung voran. Erzählabsicht und -form sind insgesamt gut. Der sprachlichen Gestaltung würde eine weitere Differenzierung in einigen Aspekten gut tun.“
(Dr. Ingrid Böttcher)

Da hatte er Recht. Selbst Luise wollte in den letzten Jahren nicht mehr braun werden. Hautkrebs! Oder mindestens Falten! Die Haut vergisst nichts, hieß es plötzlich. Früher konnte sie gar nicht genug kriegen. Mallorca, all inclusive. Auch die Drinks. Ich habe mich gelangweilt. Aber sie wollte unbedingt was erleben. Man lebt doch nur ein Mal, hat sie immer gesagt. Ein Mal! Und da bringt sie sich um! Das soll einer verstehen. Und ich steh da und fühl mich so, so, als ob ich Schuld hätt'. Und dabei hab ich doch gar nichts gemerkt.

„... Ach so... traumhafte Bootsfahrt...“

Ob die Mutter was merkte? Mütter merken auch nicht alles. Die von dem Amokläufer, die hat ja auch nichts gemerkt.

Luise war an dem Tag besonders gut drauf. Sie hatte ihr schönstes Kleid angezogen und die Absatzschuhe, mit denen sie größer ist als ich.

„Was ist los?“, habe ich gefragt, „willst du ausgehen? Um diese Zeit?“

Sie hat mich nur angesehen und gesagt: „Ach, du, du verstehst ja gar nichts!“

Das war aber nichts Ungewöhnliches. Das hat sie öfter gesagt.

„... Es ist wirklich alles in Ordnung. Ganz prima hier. Wir verstehen uns super... Ja, ja, ich denke, es wird wieder...“

Sie ist gegangen. Ich dachte, sie trifft sich mit einer Freundin oder so. War auch ganz froh, die Wohnung für mich allein zu haben, mich frei bewegen zu können. Wollte gerne Fußball gucken. Hatte mir schon zwei Bier kalt gestellt. Und dann kam der Anruf. Kurz nach der Halbzeit. Habe den Fernseher lauter gestellt danach.

„... Es ist echt super hier. Nur noch vier Tage...“

Was war mit dem nur los?

„Ich muss Schluss machen, es steht jemand vor der Zelle... Tschüss... Ich dich auch! Tschüss, bis bald!“

Er hängte den Hörer ein und zog die Tür von innen auf. Wir blickten uns direkt an. Ich weiß nicht, warum, aber ich war wie gelähmt, rührte mich nicht von der Stelle. Er sah mich an. Erst erstaunt, dann misstrauisch: „Was ist, Alter?“, fragte er „Gelauscht?“ Seine Stimme klang belustigt.

„Ich, ich wollte nicht... aber man hört ja jedes Wort, auch wenn man gar nicht will...“. Ich stotterte mir was zusammen. Der Junge hätte mein Enkel sein könne. Er musste mich für einen Idioten halten.

„Na, klapp den Mund wieder zu“, kam dann auch prompt „und kümmer dich um deine eigenen Angelegenheiten! Und jetzt mach Platz!“

Er schob mich einfach zur Seite und ging davon.

An diesem Abend habe ich mich zum ersten Mal einsam gefühlt – einsam wie ein alter Hund.

Über die Autorin



Elisabeth von Ascheraden (57) belegt den Lehrgang „Große Schule des Schreibens“ und landete mit ihrer Kurzgeschichte um ein belauschtes Telefongespräch auf dem 8. Platz des Förderpreis-Wettbewerbs. Von ihrem Preisgeld will die Lehrerin aus Berlin fünf ihrer privaten Leserinnen einladen.

Fortsetzung von Seite 5

Doch schließlich war die Woche um und wir befanden uns auf dem Heimweg. Werner saß hinter dem Steuer und Anna schlief friedlich im Kindersitz und träumte – von der Prinzessin vermutlich.

„Tut es dir leid, dass wir in dieses Familienhotel gefahren sind?“, fragte ich Werner.

„Absolut nicht. Ich habe es sogar sehr schön gefunden.“

„Tatsächlich? Und hast du dich auch ein wenig erholt?“

„Aber ja“, stellte er fest und schmunzelte vor sich hin. „Es war sogar sehr erholsam und – erfrischend. Wir sollten unbedingt wieder hinfahren, wenn sie uns Anna wieder anvertrauen wollen.“

„Erfrischend?“, fragte ich verwundert. „Wie meinst du das?“

„So interessante Gäste hätte es im LaVie nicht gegeben.“

„Interessante Gäste? Du meinst doch nicht etwa – die Prinzessin?“

„Doch! Genau die meine ich.“

„Die hast du also erfrischend gefunden? Wie aufschlussreich!“

„Du missverstehst mich“, sagte er schmunzelnd. „Nicht sie war es, die ich erfrischend fand.“

„Sondern Anna?“

„Auch nicht Anna, sondern dich“, sagte er und warf mir ein spitzbübisches Lächeln zu. „Du hast dich schon lange nicht mehr so herausgeputzt und so gut auf mich aufgepasst – und das hat mir ausgesprochen gut getan.“

Hieß das, dass mir der Halunke sein Interesse an der Prinzessin nur vorgespielt hatte?

Mein Ärger darüber währte nicht lange und schließlich musste ich auch lächeln.

„Du alter Gauner“, brummte ich mit gespielter Empörung.

Muffige Luft empfing uns zu Hause, die heruntergelassenen Jalousien ließen kein Licht ein und eine Staubschicht lag auf allen Möbeln. Trotzdem kam mir die Wohnung hell und freundlich vor. Ich fühlte mich erholt und gut gelaunt wie schon lange nicht nach einem Urlaub und natürlich fragte ich mich, woran das lag.

Anna hätte wahrscheinlich gesagt – weil wir den Urlaub mit einer Prinzessin verbracht hatten.



5. Förderpreis 2010 · von Lilli Pritzkau **Alles bleibt anders**

Als Isabell Vincenzo am Montagmorgen vom Postboten einen ziemlich dicken Briefentgegen nahm, ahnte sie nicht, dass dieser schlichte braune Umschlag ihr Leben verändern würde.

„Was die St. Severin-Klinik wohl von uns will?“, dachte sie und befühlte neugierig die längliche Ausbeulung unter dem gepolsterten Papier.

Hätte sie gewusst, was in dem Schreiben steht, das sie mit drei steril verpackten Kunststoffröhrchen aus dem Umschlag zog – sie hätte es nicht gelesen. Zumindest nicht allein; ohne Roberto, ihren Ehemann.

Doch jetzt saß sie am Küchentisch und starrte ungläubig auf die Zeilen, die sich, während sie las, wie eisige würgende Finger um ihren Hals zu legen schienen. „Es besteht der Verdacht, dass im November 2004 in unserer Klinik zwei neugeborene Mädchen vertauscht wurden. Wir bitten Sie, eine Speichel-Probe von

Lynn Sophia, geboren am 12.11.04 um 06.43 Uhr in der St. Severin-Klinik Oberbaden, einzureichen.“

Plötzlich schien alles um Isabell herum zu schwanken; der Parkettboden unter ihren Füßen, die Tischplatte vor ihr, die Kaffeetasse, die Küchenuhr und die Stäbe des Laufstälchens, in dem ihre Tochter Lynn selbstvergeben vor sich hin brabbelte.

„Das kann nicht sein“, stieß sie nach Luft schnappend hervor. Hatte sich da jemand einen grausamen Scherz erlaubt? „Nein, nicht wir, das ist nicht wahr!“

„Lynn?“, rief sie und schaute suchend in Richtung Laufstall, als könnte sie dort Halt finden. „Dadaaaa“, kam es zurück und kleine Hände umgriffen die vor Isabells Augen schwankenden Stäbe. „Lynn! Da bist du ja; komm zu Mami“, presste sie hervor und hob ihre Tochter aus dem Laufstall. Lynn quiekte erstaunt über den etwas zu festen Griff und kicherte. „Meine klei-

ne Lynn Sophia, gaaanz ruhig bleiben, Mami ist bei dir“, flüsterte Isabell, als könne sie damit ihr eigenes inneres Beben beruhigen. Aber wie ein giftiger Stachel drang der längst vergessene Zweifel in Isabells Bewusstsein, den sie am Tag nach Lynns Geburt empfunden hatte. Einen winzigen Moment lang hatte das Baby, das die Schwester ihr morgens nach dem Baden in die Arme legte, irgendwie fremd gewirkt. So dunkelhäutig und schwarzhaarig; ganz im Gegensatz zu ihrer eigenen fast weißen Haut und ihren feuerroten Locken. Isabell hatte intuitiv nach dem Armband des Babys gegriffen, auf dem winzige aneinander gereihete Buchstabenperlen den Namen LYNN SOPHIA ergaben, und verunsichert geflüstert: „Sie sieht so... fremd aus.“ Aber Roberto hatte mit vor Stolz glitzernden Augen über den tiefschwarzen Haarschopf gestrichen und begeistert gelacht: „Schau sie dir an – ein Italienermädchen! Sie sieht aus wie ich; ganz der Papa!“

„Maaaa?“, durchbrach ein fragendes Stimmchen Isabells Gedankenchaos. Lynns kleine Hand patschte ihr ins Gesicht und brachte sie wieder zurück in die Gegenwart. „Ja, mein Schatz, du kriegst jetzt Breichen“, hörte Isabell sich selbst sagen. Wenn sie damals nun doch Recht gehabt hatte? Das Gespenst des Zweifels war plötzlich wieder da, diesmal viel grausamer und realer.

Isabell beobachtete sich selbst, wie sie ihre Tochter fütterte, sie wickelte, mit ihr spielte und sie schlafen legte. Kann es sein, dass eine Mutter ihr eigenes Kind wenige Stunden, nachdem es feucht und nackt auf ihrem Bauch gelegen hatte, nicht wiedererkennt? Dass sie zehn Monate lang ein fremdes Baby umsorgt und es nicht bemerkt hatte?

Lynn war ihr doch so nahe; sie war völlig eins mit ihr! Und das fremde Baby? Wenn der Speicheltest nun ergab, dass... Isabell konnte nicht weiterdenken.

Es kam ihr vor, als hätte dieser Brief die Verbindung zwischen ihren Gefühlen und dem, was sie gerade tat, plötzlich mit einem Rasiermesser durchtrennt. Sie spürte nichts mehr außer dieser fremden dunklen Erstarrung und den Würgegriff um ihre Seele. Als könne Isabell die auseinander fallenden Teile ihrer Welt zusammenhalten, zog sie auf dem Kinderzimmerteppich kauend die Knie an und umklammerte sie.

Roberto fand Isabell am Nachmittag mit stumpfem Blick vor sich hin starrend am Bettchen der schlafenden Tochter. Isabell hörte, wie er entsetzt keuchte, als er den Brief und die Röhrchen für die Speichelproben auf dem Küchentisch fand. Aber er blieb nüchtern und tat, was getan werden musste. Er schickte die Proben umgehend per Einschreiben zurück und telefonierte mit dem Chefarzt der St. Severin Klinik. Es täte ihm leid; es würden noch weitere Paare und deren Kinder untersucht; sie müssten zehn Tage auf die Ergebnisse warten, dann hätten sie Klarheit. WARTEN. Zehn hohle lange Tage, in denen sämtliche Gedanken und Fragen nach dem Wie

und Warum gegen die emotionale Schranke rasten, was wäre, wenn...

„Sie sieht uns so ähnlich“, hörte Isabell ihren Mann immer wieder tröstend flüstern, wenn sie ihr Kind, das vielleicht nicht ihres war, mechanisch fütterte und in ihre schwarz glänzenden Augen starrte wie in eine fremde und doch so vertraute Welt.

Dann kam der Brief. Dieses Mal war er klein und weiß. Isabell beobachtete, wie Roberto mit zitternden Händen die klebrige Lasche aufriss und das Papier entfaltete. Er las und schwieg. Der Würgegriff der Angst wurde so stark, das Isabell fast schrie: „Bitte sag doch was, Robby! Sag, was drin steht!“

Roberto fing an zu schluchzen, wie Isabell ihn noch nie gesehen hatte.

„Robby-BITTE!“, flehte sie. Sie bekam kaum Luft.

„Isabell... es besteht keine Übereinstimmung... zwischen dem fremden Baby und uns... Lynn gehört zu dir.

Und zu mir. Alles bleibt, wie es war!“

Irgendwann später, als die Flut der Gefühle verebte und beide sich ineinander verklammert, lachend und weinend, vor dem Laufstättchen wiederfanden, konnte Isabell wieder fühlen. Und atmen. „Alles ist so, wie es war, kleine Lynn“, flüsterte sie und stupste ihr sanft auf die Nase: „Und alles bleibt anders.“

Nachsatz:

2007 wurden in einer Klinik im Saarland zwei neugeborene Mädchen vertauscht und lebten ein halbes Jahr bei den falschen Eltern. Als durch einen DNA-Test bekannt wurde, dass eines der Paare nicht mit dem Kind, das sie großzogen, verwandt ist, mussten sich dreizehn Elternpaare einer DNA-Probe unterziehen. Während sich die Medienberichte auf die beiden vertauschten Kinder und deren Eltern konzentrierten, möchte ich mit dieser Kurzgeschichte zeigen, was ein solcher Test in einer Mutter auslösen kann, die letztendlich dann doch nicht betroffen ist.

„Mich fasziniert die Kunst eines Autors, aus Wörtern Welten zu schaffen.“

Das Urteil der Jury:

„Die erzählerische Ausarbeitung eines Medienberichts aus der Perspektive der betroffenen Mutter ist der Autorin ausgezeichnet geglückt. Der Erzählaufbau folgt in einem intensiven und flexiblen Spannungsbogen dem inneren Monolog, den Erinnerungen und den scheinbar alltäglichen Selbstbeobachtungen der Protagonistin. Dies alles in sehr guter sprachlich-dialogischer Gestaltung.“
(Dr. Ingrid Böttcher)

Über die Autorin



Lilli Pritzkau (33) aus Reichshof ist Sozialpädagogin und „Familienfrau“ wie sie selbst sagt. Sie kam zum Schreiben, da sie einen schöpferischen Ausgleich für ihren Alltag suchte. Die dreifache Mutter konnte es zuerst gar nicht fassen, dass sie für ihre Einsendeaufgabe „Alles bleibt anders“ mit dem 5. Förderpreis ausgezeichnet wurde. Ihr Wunsch: mit Schreiben auch Geld verdienen.



Dichter-Ehe des Jahrhunderts: Leo Tolstoj und Sophia Tolstaja

von Christiane Glas

Der Jahrhundert-Dichter

Tolstois Werk umfasst Romane, Erzählungen, Theaterstücke und philosophische Schriften; die beiden großen Romane „Krieg und Frieden“ (1868) und „Anna Karenina“ (1877) brachten ihm Weltruhm. Sein ganzes Leben lang war Tolstoj auf der Suche nach dem „richtigen“, sinnvollen Leben – eine innere Haltung, die sich stets in seinen Werken niederschlug. Als bekennender Pazifist (er wurde ein Vorbild Mahatma Gandhis), Vegetarier und orthodoxer Anhänger des einfachen Lebens, spielte er eine große Rolle in der politischen Theologie. Anlässlich seines 100. Todestages am 20. November 2010 gab es große Feierlichkeiten in Moskau, zahlreiche Neuauflagen, Bücher über die Tolstois und Verfilmungen seines Lebens sind erschienen.

In diesem Zusammenhang entdeckte die Literaturwissenschaft auch die Bedeutung seiner Ehefrau, Sophia Tolstaja, als Schriftstellerin neu. Aktuelle Publikationen lassen sie in neuem Licht erscheinen: nicht als hysterische Ehefrau, die ihrem Mann das Leben zur Hölle machte, sondern ebenfalls als ernst zu nehmende Dichterin, die eine über 50jährige Ehe mit dem berühmten „Jahrhundertsschriftsteller“ geführt hat. In ihrem legendären Tagebuch hat Sophia Tolstaja über ein halbes Jahrhundert lang das gemeinsame Leben dokumentiert und in ihrem Roman „Eine Frage der Schuld“ (1892/93) einen „Enthüllungsroman“ über die frühen Ehejahre geschrieben.

„Lieber probieren und schlecht machen, als gar nichts tun.“

(Leo Tolstoj, Tagebücher, 1821)

Diese Lebensweisheit von Leo Tolstoj stammt zwar aus dem letzten Jahrtausend, ist aber heute genau so richtig und aktuell wie damals. Und aufs Schreiben bezogen, ist dieser Satz sogar sehr motivierend. Wer je vor einem leeren, weißen Blatt Papier saß und mit den alles entscheidenden ersten Worten gerungen hat, weiß es genau: Einfach loslegen hilft, ohne Angst vor Fehlern – und vertreibt sogar die ärgste Schreibblockade. So muss es Leo Tolstoj selbst ergangen sein, gehört er doch zu den produktivsten Autoren der Weltgeschichte.

Epische Werke

Immer dann, wenn lesebegeisterte Menschen gefragt werden, welches ihr dickstes Literaturvergnügen war, kommt die Sprache auf Leo Tolstoj. Und natürlich auf sein Jahrhundert-Epos „Krieg und Frieden“: Auf 1.645 Seiten sind Natascha, Andrej und die anderen über 200 Protagonisten Zeugen weltbewegender Ereignisse. Das Großwerk führt durch die sieben Jahre von 1805-1812, lässt die großen Akteure der Zeit auftreten – Napoleon, Alexander I., Kutusow. Es berührt alle gesellschaftlichen und politischen Gegensätze. Mit diesem mitreißenden Roman zeichnet Tolstoj ein Riesengemälde der gebeutelten russischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert.



Das Ehepaar Tolstoj, 1895, auf ihrem Landgut Sasnaja Poljana

„Danach kommt es einem vor, als wären in den Wochen der Lektüre viele Jahre verstrichen, als hätte man an Welterfahrung gewonnen, ohne dass man dafür Katastrophen und Kriege erleben musste: es reichte, davon zu lesen. Ein Effekt, jenseits der Kunst und größer als Sie. Ich kenne keinen anderen Roman, der das vermag“, schreibt der Autor Daniel Kehlmann über „Krieg und Frieden“.

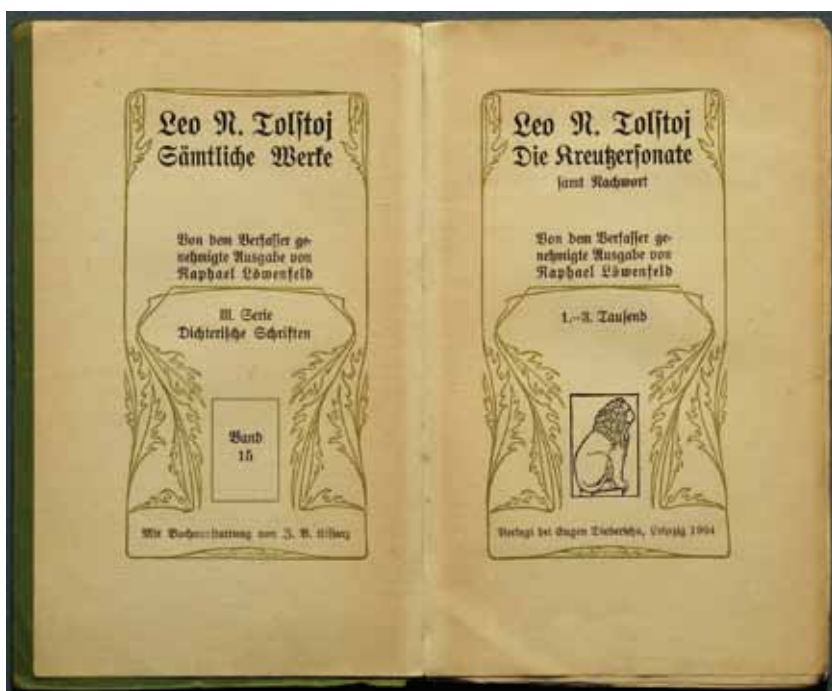
Der Graf Lew Nikolajewitsch Tolstoj – auf deutsch: Leo Tolstoj – wird am 9. September 1828 auf dem Gut Jasnaja Poljana geboren, auf dem er

mit Unterbrechungen sein ganzes Leben verbringt. Er ist erst neun Jahre alt, als er seine Eltern verliert. Seine Erziehung übernimmt danach seine Tante. Tolstoj erbt schon als Kind das gesamte Landgut Jasnaja Poljana inklusive der vielen Landarbeiter. Er studiert zunächst Orientalistik und Rechtswissenschaften an der

Universität Kasan, wendet sich aber 1847 ohne Abschluss vom akademischen Leben ab. Er beginnt, die klägliche wirtschaftliche Lage der 350 geerbten Leibeigenen auf dem Tolstojischen Gut durch umfangreiche Landreformen zu stärken. „Besitz verlockt zur Sünde, und Anhäufung von Reichtümern entsittlicht den Menschen. Nur die einfache Arbeit gibt Glück und Zufriedenheit“ reflektiert der 28-jährige Tolstoj 1856 in seinem Buch „Der Morgen eines Gutsbesitzers“.

Aussteiger, Pazifist, Anarchist und Autor

1852 nimmt Tolstoj als Freiwilliger am Kaukasus-Krieg teil und beginnt zu schreiben: Seine Autobiografie „Kindheit“ macht den 24-Jährigen über Nacht zum Erfolgsautor. Im Krim-Krieg wird Tolstoj zum Pazifisten, seine Kriegs-Trilogie „Sewastopol“ ist eine schonungslose Beschreibung des Schlachtens. Es folgen ausgedehnte Europareisen. 1861 gründet er auf seinem Landgut eine „antiautoritäre“ Schule für Bauernkinder. 1862 heiratet er mit 34 Jahren, die achtzehnjährige, deutschstämmige Sophia Andrejewna



Bers. Sophia hatte schon in ihren Mädchenjahren Erzählungen und Tagebuch geschrieben, aber – leider – vor der Hochzeit im Jahr 1862 alles verbrannt. Während ihrer gesamten Ehe unterstützt sie ihren schreibenden Mann, sie „will ihm dienen“, wie sie in ihr Tagebuch schreibt. Das Paar bekommt 13 Kinder, von denen acht das Erwachsenenalter erreichen. Die großen Romane „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ erscheinen 1868 und 1877 und machen den russischen Schriftsteller Tolstoi schon zu Lebzeiten zur Dichter-Legende. Seine Frau erledigt ihre Pflichten als vielfache Mutter, Gutsherrin, Hausfrau und soll sogar „Krieg und Frieden“ siebenmal mit der Hand abgeschrieben haben.

Verzweifelter Humanist

Nach den beiden Großwerken stürzt Tolstoi in eine alles verändernde Lebenskrise. Er wird Anhänger eines urchristlichen Anarchismus, kämpft für die Rechte der Bauern und den Vegetarismus, propagiert das einfache Leben und will jeglichen eigenen Besitz hergeben. Zwischen ihm und Sophia Tolstoi bricht ein heftiger Ehekrieg aus. Literarisch haben beide

die jahrelangen Streitigkeiten in ihren jeweiligen Romanen (immerhin produktiv!) verarbeitet: „Kreutzer-sonate“ heißt das Eifersuchtsdrama von Leo Tolstoi, die Antwort seiner Frau darauf „Eine Frage der Schuld“.

Anlässlich der Kreutzer-sonate von Leo Tolstoi“.

Sophia Tolstois Roman ist erst im vergangenen Jahr ins Deutsche übersetzt worden und verrät intime

und verstörende Geheimnisse aus dem Schaffen und Leben des Dichters: Tolstoi hat ein archaisches Frauenbild und verlangt z.B. sexuelle Enthaltsamkeit von seiner Frau, hat aber zahlreiche Geliebte und vor allem 13 Kinder! Tolstoi legt seinen Adelstitel ab und möchte mit seiner Familie in Armut leben, wie es eine neue Glaubenslehre verlangt, der er sich angeschlossen hat. Sophia kämpft verbissen um den Wohlstand für sich

und die zahlreichen Kinder. Trotz allem bleibt sie an seiner Seite und schreibt an ihrem Roman.

Der zermürbende Ehestreit endet 1910 darin, dass der 82jährige Tolstoi seine Frau verlässt, da diese

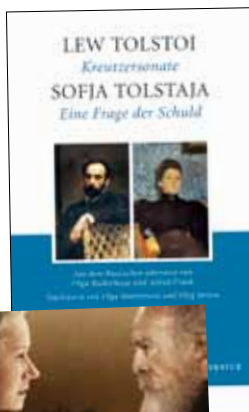
nicht bereit ist, sich von den gemeinsamen Besitztümern zu trennen. Er stirbt kurze Zeit darauf an einer Lungenentzündung, umringt von

„Der Übergang zum Vegetarismus ist die erste und natürlichste Folge der Aufklärung.“

(Leo Tolstoi, Kreutzer-sonate, 1891)

Pressefotografen und Journalisten, auf der kleinen Bahnstation Astapowo, in der russischen Provinz. Im letzten Moment herbei gerufen, eilte Sophia an sein Sterbebett.

Anlässlich des 100. Todestages Tolstois im vergangenen November sind zahlreiche Publikationen und Kinofilme erschienen, die den Schwerpunkt auf die Ehe der Tolstois und deren Bedeutung für Leo Tolstois Schaffen legen.



Zum Weiterlesen und -schauen: Aktuelle Publikationen zu Leo und Sophia Tolstoi (Auswahl)

Bücher

„Tolstoj's letztes Jahr“, von Jay Parini, aus dem Englischen von Barbara Rojhan-Deyk, Verlag C.H. Beck, München, 360 Seiten, 19,90 €

„Sofja Andrejewna Tolstaja. Ein Leben an der Seite Tolstoj's“, von Ursula Keller / Natalja Sharandak, Insel-Verlag, Frankfurt am Main, 380 Seiten, 24,80 €

Sofja Tolstaja: „Eine Frage der Schuld“, Leo Tolstoi „Kreutzer-sonate“, aus dem Russischen von Alfred Frank, Manesse Verlag Zürich; 320 Seiten, 19,95 €

„Lied ohne Worte“ von Sofja Tolstaja, aus dem Russischen von Ursula Keller, Manesse-Verlag Zürich, 19,95 €

Film

DVD „Ein russischer Sommer“ (September 2009 in den deutschen Kinos) mit Helen Mirren und Christopher Plummer in den Hauptrollen. Verfilmung des Lebens und Liebens von Leo Tolstoi.

TV: „Reise zu Tolstoi“ – Dokumentation auf 3sat/Mediathek, von Thomas von Steinaecker

Hörbücher

Für Tolstoi-Fans, denen der 1.600-Seiten-Band zu schwer in der Hand liegt:

„Krieg und Frieden“, von Leo Tolstoi – ungekürzte Lesung von Ulrich Noethen, 54 CD's, 67 Stunden, 189 €

„Anna Karenina“, von Leo Tolstoi – szenisches Hörbuch, Universal Music, 2010, 9,90 €

**Jetzt
anmelden!**

Der Schreibtisch

Unsere Seminarreihe „Schreibtisch“ bietet Ihnen gute Gelegenheit, Themen aus der Schreibpraxis zu vertiefen, gemeinsam an Texten zu arbeiten und Kontakte zu anderen Studienteilnehmern zu knüpfen. Geleitet werden die „Schreibtische“ von praxiserfahrenen Studienleitern, Lektoren und Autoren. Die Seminare finden regelmäßig im Herbst und Frühling statt.



Nutzen Sie den Schreibtisch, um in kleiner Runde Ihr Wissen zu erweitern. Der Schreibtisch bietet Ihnen Gelegenheit, Ihre Studienkollegen und einige unserer Studienleiter persönlich kennenzulernen. Schon manche Schreibgruppe wurde beim Schreibtisch ins Leben gerufen – oder eine Idee für ein Schreibprojekt geboren. Da die Teilnehmerzahl begrenzt ist, melden Sie sich bitte frühzeitig an.

Wegen der großen Nachfrage Wiederholung: **0525**

„Eine Geschichte erzählen, aber wie? Die Kunst des Plottens“

Berlin, 26. März 2011, 11.00 bis 18.00 Uhr
Ort: Literaturhaus Berlin, Fasanenstr. 23, 10719 Berlin
Gebühr: 69,- Euro / Seminarleiterin: Cornelia Adomeit

0527

„Große Stoffe, kleine Stoffe: Kurzgeschichten und Romane planen – welcher Stoff zu welchem Genre?“

Köln, 16. April 2011, 11.00 bis 18.00 Uhr
Ort: KOMED, Im Mediapark 7, 50670 Köln
Gebühr: 69,- Euro / Seminarleiterin: Dr. Nicolette Bohn

0529

„Kreative Schreibmethoden: Von der Idee zum ausdrucksstarken Text“

Stuttgart, 16. April 2011, 11.00 bis 18.00 Uhr
Ort: Literaturhaus Stuttgart, Breitscheidstr. 4, 70174 Stuttgart
Gebühr: 69,- Euro / Seminarleiterin: Hiltrud Baier

0526

„Kreative Schreibmethoden: Von der Idee zum ausdrucksstarken Text“

Berlin, 9. April 2011, 11.00 bis 18.00 Uhr
Ort: Literaturhaus Berlin, Fasanenstr. 23, 10719 Berlin
Gebühr: 69,- Euro / Seminarleiterin: Cornelia Adomeit

0528

„Große Stoffe, kleine Stoffe: Kurzgeschichten und Romane planen – welcher Stoff zu welchem Genre?“

Mainz, 9. April 2011, 11.00 bis 18.00 Uhr
Ort: Erbacher Hof, Haus Maria Frieden, Grebenstr. 24-26, 55116 Mainz
Gebühr: 69,- Euro / Seminarleiterin: Dr. Nicolette Bohn

0530

„Wie schreibe ich ein gutes Exposé?“

München, 30. April 2011, 11.00 bis 18.00 Uhr
Ort: Kulturhaus Milbertshofen, Schleißheimer Str. 332, 80809 München
Gebühr: 69,- Euro / Seminarleiterin: Hiltrud Baier

WICHTIG:

Nach Eingang Ihrer Anmeldung erhalten Sie eine Anmeldebestätigung mit weiteren Informationen. Bitte füllen Sie die Anmeldung vollständig aus und senden Sie sie an:

Schule des Schreibens, Neumann-Reichardt-Str. 27-33, 22041 Hamburg,
Fax: 040/658 09 33.

Alternativ legen Sie die Anmeldung Ihrer nächsten Einsendeaufgabe bei.

Sie können sich auch per E-Mail zum

„Schreibtisch“ anmelden unter:
service@haf-mail.de oder online im Autoren-Campus (www.autoren-campus.de).

Schule des Schreibens
SEIT ÜBER 40 JAHREN



Anmeldung zum „Schreibtisch“



Ja, ich melde mich verbindlich zum Seminar Nr. _____ in _____ an.

Studiennummer _____

Name/Vorname _____

Straße/Hausnummer _____ PLZ/Ort _____

Telefon _____ E-Mail _____

Datum/Unterschrift _____



4. Förderpreis 2010 · von Christine Iff **Für Ulrike**

Als Gott am Anfang der Zeit die Leben an die Menschen verteilte, waren am Ende nur noch wenige übrig. Das waren keine einfachen Leben, und er war sich sicher, dass er niemanden finden würde, der sie haben wollte. Fast alle Seelen waren schon da gewesen und hatten sich ein Leben ausgesucht. Er wollte gerade Feierabend machen, als es plötzlich an die Tür seines Büros klopfte und eine junge, starke Seele hereinkam.

„Hast du nicht noch ein Leben für mich?“ fragte sie. „Ich weiß, ich bin spät dran, aber ich möchte wirklich gerne mal ein Mensch sein...“

„Naja,“ sagte Gott, „ich hätte da schon noch was, aber das willst du sicher nicht haben... Verbrecher, Mörder, Gewaltherrscher... und da ist noch was... schwere Behinderung, steht da... ich weiß ja nicht...?“

„Wenn, dann das!“, sagte die Seele. „Mit Gewalt hab ich nix am Hut. Aber ein bisschen mehr muss ich schon wissen. Die Katze kauft man nicht im Sack!“

Gott kramte nach der richtigen Karteikarte, seufzte und sprach: „Also, was haben wir denn da? Rollstuhl, Spastik, Lähmung, nur eine Hand, die du bewegen kannst, die Augen sind ganz gut, glaube ich und der Verstand, na ja der Verstand... der ist einerseits richtig auf Zack, aber, tut mir leid, da steht auch noch: geistige Behinderung, was immer das heißen mag.“

„Brrrrrr!“, sagte die Seele, „klingt ja nicht gerade überzeugend. Du bist sicher, dass du nichts Besseres hast?“

Gott blätterte in den verbliebenen Karteikarten: „Nichts. Hab ich ja schon gesagt“, sagte er. „Tut mir leid. Mehr ist nicht mehr da.“

Die Seele überlegte. Sie war wirklich ziemlich scharf darauf, auf die Erde zu kommen. Da entdeckte sie das große Fernrohr, mit dem Gott das Leben der Menschen beobachten konnte.

„Darf ich vielleicht mal kurz gucken?“, fragte sie und versuchte ein gewinnendes Lächeln.

„Ist eigentlich nicht üblich“, sagte

Gott, „aber ich versteh’ schon ... wirklich keine leichte Entscheidung...“, grummelte er und dann ließ er die Seele auf die Erde in ihr zukünftiges Leben schauen.

Zuerst konnte sie nicht viel erkennen. Dann sah sie eine Frau, die in einem Rollstuhl saß. Sie saß krumm und hing nach einer Seite, die Beine waren seltsam verkreuzt und schienen nicht wirklich zu ihr zu gehören. Mit der rechten Hand fuhrwerkte sie irgendwie herum und es schien sie sehr anzustrengen.

„Ach nee, du...“, sagte die Seele, „nee, dann wohl eher doch nicht...“

Gott spähte ihr über die Schulter. „Dukannst es gerne ein wenig schärfer einstellen“, meinte er. Sie stellte das Fernrohr genauer und da sah sie, dass die Frau lachte – ja, sie schien sich richtig über etwas zu beömmeln. Sie sah blitzende Augen, die vor Schalk und Energie nur so sprühten. Die Frau im Rollstuhl, das war eindeutig, hatte eine Menge Spaß. Da waren Menschen um sie herum, das war

Das Urteil der Jury:

„Eine kreative, sehr ansprechende Erzählidee, die glatt, humorvoll und voller Überraschungen erzählt wird. Charmant auch der Dialekt.“

(Dr. Fritz Gesing)

ein Gekicher und Gequatsche – aber bevor sie noch etwas fragen konnte, sagte Gott: „Genauer geht’s nicht. Sorry. Aber warte mal, ich sehe gerade... da gibt’s ein paar Zugaben, Werbegeschenke sozusagen, die kriegst du mit, wenn du dich doch für dieses Leben entscheidest.“ Er löste einen Zettel von der Karteikarte und las vor:

„1. Es wird immer jemand da sein, der dir hilft.“

2. Von den Qualitäten Lebensfreude, Energie und Lachen bekommst du die zehnfache Menge.

3. Keinem, der dich kennt, wird es gelingen, dich nicht zu lieben.

4. Du wirst für immer in den Herzen deiner Freunde leben und es wird sie froh machen und ihnen Kraft geben, an dich zu denken... na, wie hört sich das an?“, er schaute die Seele hoffnungsvoll an.

„Okay“, sagte diese, „dann mach ich’s.“ Sie war nämlich auch eine sehr mutige Seele.

„Wunderbar!“, sagte Gott. „Dann gibt’s jetzt nur noch eine Kleinigkeit abzuklären. Wie alt möchtest du denn werden? Vielleicht nicht ganz so lange, falls es dir nicht gefällt?“

Die Seele überlegte: „Also steinalt muss ich nicht unbedingt werden. Andererseits... Wenn schon, denn schon... Wie wär’s mit so vierzig bis siebzig Jahren?“

„Vierzig bis siebzig.“ Gott verdrehte ein bisschen die Augen. „Genauer geht’s wohl nicht?“

„Ach weißt du“, sagte die Seele, „das überlass’ ich vollkommen dir. Du kennst dich da am besten aus.“

„Sehr gut!“, sagte Gott, „das war nämlich eine Testfrage und die Antwort ist richtig. Tatsächlich habt ihr Seelen da höchstens ein Mitspracherecht. Die Entscheidung liegt voll und ganz bei mir, da lass ich keinen ungestraft dran drehen. Also gut, dann kann’s ja losgehen, gute Reise!“, hörte die

Seele ihn gerade noch sagen – und schon war sie ein Mensch geworden und sie nahm ihr Leben in beide Hände und lebte es mit Leidenschaft und hundertprozentig. Und eh’ sie sich’s versah, war sie schon wieder im Büro Gottes.

„Isch es scho rum?“, fragte sie. „Ih hätt scho no ä bissle bleibe wölle...“

„Ist das so?“, fragte Gott, „ich hatte gehört, du hättest genug. Sprichst du jetzt schwäbisch?“

„Ha no!“ antwortete die Seele. „Isch des `etz schlimm?“

„Schlimm nicht,“ sagte Gott, „aber das wirst du nie wieder los... Aber erst mal willkommen Zuhause und wenn wir gerade dabei sind: w a r es denn sehr schlimm?“

„Schlimm?“ fragte die Seele. „Des war furchtbar! Eine Kataschtrofe! Die Schmerze ond die Krämf in die Füß... Und wie mir koddrig war und ich hab spucke müsse – pfui Teibel! Und dass ich halt am Schluss nix meh’ rühre konnt – gut, dass i des vorher net gwisst hen, sonst hätt ich’s gwieß net gmacht. Weil, weischt... es war wunderbar! Viel schöner und gewaltiger, als ich mir je hätt träume lasse.“

Die Sonneuntergäנג... ond es Kerzellicht! Maultasche mit Kartoffelsalat und Seitewürschtle o h n e Lense... mei Schreibmaschien on mim E-Stuhl durchs Dorf fahre! Aber vor allem: die Mensche! Meine Familie ond meine Freind – s’Lache, s’Feiere ond s’Arbeite. Die Jahreszeite, am Feuer sitze und schwätze ond ä Viertel Rotwein. Streite ond Heule – ond sich gern habe... ! Kei Sekund tät i her gebbe wolle... Und vergelt’s Gott noh mal, dass du vorher nix verrate hescht.“

Gott schaute die Seele prüfend an. „Du hast dich verändert“, sagte er. „Ich glaube, du bist größer geworden, und – ja, wie soll ich sagen – schöner?“ er wirkte sehr zufrieden. „Na, dann herzlich willkommen in der ewigen Seligkeit!“ sagte er. „Willst du gleich rüber gehen in den Himmel? Die Oma hat `eh schon die ganze Zeit nach dir gefragt und sich beschwert, was ich „dem Mädle alles aantu, ob des denn wirklich sei müsst’?“ ... oder willst du lieber ins Nirwana? Gleich noch eine Runde auf der Erde? Du hast die freie Auswahl!“

„Am liebschte“, sagte die Seele, „am liebschte tät i no oimal durch dei Fernrohr schaue. Woisch, am Schluss isch doch alles so schnell gange...“

„Eigentlich nicht üblich“, sagte Gott,

„du weißt es ja. Aber was soll’s, du warst wirklich tapfer, da will ich mal nicht so sein...“, und er ließ die Seele noch ein Mal in das Leben schauen, aus dem sie gerade verschwunden war und das sie so geliebt hatte.

Und sie schaute mit sichtbarem Vergnügen, aber plötzlich wurde sie blass, sie schraubte unruhig am Fernrohr herum und dann stammelte sie:

„He, was ich `etzt des? Da sah ih alle schtande, meine Freunde, die Sonja, die Kerstin, ond die andere alle – die send aber gar net fröhlich! Lieber Gott, allesch war so, wie du gesagt hasch! So furchtbar, wie du gesagt hasch und so wunderschön, wie du gesagt hasch. Aber du hasch auf verschproche, dass sie sich freue. `Wie ein Licht in ihren Herzen’ würd ih sein, hasch du gesagt, oder so ähnlich ... Bitte! Du hasch gesagt, dass sie sich freue...“

Die Seele wusste nicht mehr weiter. „Bitte“, sagte sie noch einmal, „es dauert doch nit lang, bis mir ons wieder säe. Du hascht es versproche...“

Da nahm Gott ihr sanft das Fernrohr aus der Hand und schloss sie in seine Arme:

„Das kommt schon noch“, sagte er leise, „du bist ja noch nicht lange zurück. Sie vermissen dich noch so sehr. Lass ihnen einfach ein wenig Zeit...“

Über die Autorin



Christine Iff (56) aus Gemünden arbeitet als Sozialpädagogin beim SOS-Kinderdorf e.V. Als sie erfuhr, dass sie mit ihrer Kurzgeschichte „Für Ulrike“ den 4. Förderpreis bekam, war das, als ob sie jemand „am Schlawittchen packt und auf den Schreibtisch deutet“. Ob sie ihr Preisgeld ausgibt oder es einrahmt, wie „Onkel Dagobert seinen ersten Kreuzer“, ist sie noch nicht sicher. Gefreut hat sie sich natürlich riesig.

Gehören Sie zu den Menschen, die sich beim Bücherkauf auch schon mal von einem schön gestalteten Cover verführen lassen? Oder bleiben Sie Ihren Lieblingsautoren treu? Manche lassen sich von Bestsellerlisten leiten, andere hören auf die Empfehlung von Freunden: bei den über 100.000 Büchern, die jedes Jahr im deutschsprachigen Raum verlegt werden, ist es nicht einfach, die Orientierung zu behalten. „treffpunkt“ stellt Ihnen heute vier Bücher aus den Genres Belletristik, Krimi, Roman und Kinderbuch vor, die uns stilistisch wie auch inhaltlich überzeugt haben. Viel Spaß beim Lesen und Entdecken!
 Von Christiane Glas

Buchtipps Belletristik

„Dem neuen Sommer entgegen“
 von Janet Frame.

Macht der Worte

Worte sind mächtig und können das ganze Leben verändern. Sicher konnten Sie das als Teilnehmer der „Schule des Schreibens“ auch schon feststellen. Ein ausgesprochenes Wort kann man schwer zurücknehmen, es ist „in der Welt“ und entfaltet seine Wirkung. Zum Glück ist das beim Schreiben anders, man kann



so lange an Stil und Begriffen feilen, bis man mit der Aussage zufrieden ist!

Die Autorin Janet Frame wusste sehr genau um die Bedeutung der Worte, als sie ihren Roman „Dem neuen Sommer entgegen“ schrieb. Sie selbst benutzte die Sprache als Vermittlerin zwischen ihrem inneren, hochkomplizierten Gefühlsleben und der äußeren Welt. Worte waren ihre Vermittler, ihre Boten und oft auch Schutzengel in einer für sie sehr anstrengenden Umgebung.

Kostbarer literarischer Schatz

Die neuseeländische Schriftstellerin erlitt ein schweres Schicksal – im Alter von 21 Jahren wurde sie in die Psychiatrie eingewiesen, die Ärzte

diagnostizierten fälschlicherweise eine Schizophrenie. Zeit ihres Lebens war Janet Frame äußerst produktiv: als sie 2004 im Alter von 79 Jahren starb, hatte sie elf Romane und etliche Sammlungen von Kurzgeschichten veröffentlicht.

Jetzt ist es dem Münchner Beck-Verlag gelungen, einen ungewöhnlichen Schatz der Literatur zu heben, einen Roman von Janet Frame, der – 1963 in nur drei Monaten geschrieben – nach ihrem Tod erschien: „Towards another Summer“, in der deutschen Übersetzung von Karen Nölle: „Dem neuen Sommer entgegen“.

Sehnsucht nach Licht und Wärme

Im Leben der Schriftstellerin Grace Cleave ist nichts einfach: weil ihr Wesen schüchtern und zart ist wie ein Schmetterling und ihr Verstand scharf wie ein japanisches Kochmesser. Die junge Autorin aus Neuseeland lebt in London. Sie leidet unter dem nieselig-unfreundlichen britischen Wetter und der griesgrämigen Verschlossenheit der Menschen. Grace vertreibt sich also die Zeit mit melancholischen Gedanken, mit wehmütigen Rückblicken und Selbstreflexionen – bis sie einer Einladung ihrer neuen Freunde folgt: sie besucht den Journalisten Philip und seine Frau übers Wochenende in deren Landhaus in Nordengland. Für Grace wird es ein qualvolles Wochenende, denn im Grunde geht alles schief...

Leseprobe:

„Nun war das Reisen für Grace nicht einfach; nichts ist einfach, wenn man einen Kopf hat, der sich immer nur Bröckchen von der gefährlichen zersplitterten Außenwelt in die geheime sichere Innenwelt holt. Wenn das Denken bei Nacht hinausgleicht wie ein in der Dunkelheit verborgenes Pelztier, um seine Beute zu erlegen ... wenn auf einmal seltsame Viecher kopfüber laufen wie Fliegen an der Wand; tiefrote Flügel schlagen, die Vorhänge fliegen; ein trauriger Mann in einer blauen Weste und grünen Knöpfen in der Zimmermitte sitzt und weint, weil er den Spiegel verschluckt hat ... wenn Wachtelkönige aufwachen und rufen; die Welt einen Schubs bekommt und sich über die weite Marmorteppe entrollt.“

Kindliche Innenwelt

Beim Lesen von Janet Frames großartigem Roman freut man sich über die kindliche, und dadurch hochemotionale und klare Sprache, in der sie ihre innere Vorstellungswelt beschreibt. In jeder Hinsicht ein empfehlenswertes Buch und ein Paradebeispiel für den gelungenen Umgang mit „den richtigen“ Worten!

Janet Frame: „Dem neuen Sommer entgegen“. Roman. Aus dem Englischen von Karen Nölle. Mit einem Nachwort von Verena Auffermann und einer editorischen Notiz von Karen Nölle. Beck Verlag, München 2010. 287 S., geb., 19,95 €.

Buchtipps Sachliteratur

„Der Sinn des Gebens“
 von Stefan Klein.



Vielleicht geht es Ihnen ähnlich bei der Lektüre dieses Buches: ich konnte aufatmen und alte Glaubenssätze wie „der Ehrliche ist immer der Dumme“ über Bord werfen! Endlich ist hier einmal

schwarz auf weiß zu lesen, dass das skrupellose Einsacken von Boni, Steuermauscheln oder Ellenbogen-Denken nicht langfristig glücklich machen.

Und wie schon in seinen früheren Büchern über das Glück oder die Zeit schreibt der erfolgreiche Wissenschaftsautor Stefan Klein auch hier wieder über Phänomene, die wir alle kennen. In anschaulicher Sprache und mit vielen Ausflügen in die Evolutionsgeschichte, in die Hirnforschung, Genetik oder Philosophie macht er deutlich, dass Geben wirklich „seliger ist denn Nehmen.“ Wie beruhigend, denkt man beim Lesen immer wieder, dass menschliches Miteinander und das Wohlergehen anderer zu unseren tiefsten Bedürfnissen gehören.

Leseprobe:

Was hindert uns eigentlich daran, zu unserem eigenen Besten mehr für andere zu sorgen? Wer es versucht, stellt fest, wie tief wir dem eigenen Wunsch, großzügig zu sein, misstrauen. Zwar spüren wir oft den Impuls, etwas für andere zu tun, aber dann unterdrücken wir ihn. Denn Altruismus ist fast immer riskanter, als nur auf eigene Rechnung zu handeln. Da ist zum einen die Angst, uns lächerlich zu machen. Großherzigkeit genießt in unserer Gesellschaft einen seltsamen Ruf: Öffentlich lobt jeder selbstlose Menschen, doch hinter vorgehaltener Hand gedeiht der Zynismus. Bewunderung genießt, wer cool und durchsetzungsstark wirkt. Mitgefühl hingegen gilt als ein Zeichen von Schwäche.

Dieses Sachbuch ist spannend wie ein Thriller geschrieben und zugleich so verständlich und informativ, dass es in jedem Fall zu den guten Taten für die Leserschaft gerechnet werden kann!

Stefan Klein: „*Der Sinn des Lebens*“, 336 Seiten, gebunden, erschienen im S. Fischer Verlag, ISBN 978-3-10-039614, Preis: 18,95 €

Buchtipps Kinderbuch

„*Der durch den Spiegel kommt*“
von Kirsten Boie

Wenn Sie Kindern gerne vorlesen und selbst auch fantasievoll geschriebene Geschichten mögen, dann kommen Sie an diesem – im wahrsten Sinne – wunderbaren Buch nicht vorbei: „*Der durch den Spiegel kommt*“ ist eine ähnlich verrückte und fantastische Geschichte wie „*Alice im Wunderland*“. Nur, dass das moderne Märchen für Kinder (und Erwachsene...) ab 10 Jahren ihren Anfang in einem ganz normalen Wohnviertel, irgendwo in Deutschland nimmt.

Der wundersame Spiegel

Eines Tages begegnet Anna auf der Wiese zwischen den Hochhäusern einem Kaninchen und neben ihm liegt ein doppelseitiger Spiegel. Zweimal sieht Anna hinein – und plötzlich ist sie im Land-auf-der-anderen-Seite. Verschwunden sind Hochhäuser und Autos, und in der Ferne blinken die Lichter eines kleinen Dorfes. Damit beginnt ein Abenteuer, das Anna später manchmal so gerne erzählen möchte, dass sie fast zerspringt – aber natürlich glaubt ihr niemand.

Das Kaninchen nämlich sollte den „Kühnen Kämpfer“ finden, den Einzigsten, der Evil den Fürchterlichen



Und plötzlich ist sie Die-durch-den-Spiegel-kommt, die Heldin, die das Land befreien soll ... Bis zuletzt bleibt offen, ob Anna wirklich die Falsche ist.

Gefeierte Neuauflage

Kirsten Boies Kinderroman „*Der durch den Spiegel kommt*“ ist bereits 2001 erschienen, hat schon damals die Herzen der jungen Leser im Sturm erobert und ist vielfach ausgezeichnet worden. Nun, neun Jahre später, lassen der Hamburger Verlag und die deutsche Ausnahmeautorin die Geschichte, ein wenig modernisiert, neu aufleben und entführen Kinder ab zehn Jahren in das Land-auf-der-anderen-Seite. Ein Fantasy-Abenteuer, sich zu lesen lohnt!

Kirsten Boie: „*Der durch den Spiegel kommt*“, gebundene Ausgabe, erschienen 2010 bei Oetinger, 270 Seiten, 10-11 Jahre, 14,95 €

Buchtipps Krimi

„*Goldstein – Gedeon Rath's dritter Fall*“
von Volker Kutscher

Schauplätze der Geschichte

Besonders gelungen finde ich Kriminalromane immer dann, wenn sie nicht nur eine atemberaubende Geschichte erzählen, sondern auch noch in einer spannenden Zeit spielen. Wenn Sie auch ein Faible für zeithistorische



besiegen kann. Aber unterwegs hat es seinen Plan verloren; und so holt es nun Anna, die zehn Jahre alt ist und nicht mal sehr groß für ihr Alter und auch nicht besonders mutig.

Krimis haben, lege ich Ihnen Volker Kutschers Romane aus der Weimarer Republik wärmstens ans Herz. Gerade ist der dritte Band unter dem Titel „*Goldstein*“ erschienen. Wieder ein kniffliger Fall für den jungen, ehrgeizigen Kriminalkommissar Gereon Rath im Berlin des Jahres 1931, mitten im Spannungsfeld der politischen und gesellschaftlichen Umbrüche in Deutschland.

Zwischen den Fronten

Die Wirtschaftskrise verschärft sich nach dem Börsencrash 1929, die Auseinandersetzungen zwischen SA und Rotfront werden gewalttätig, Deutschland ist auf dem Weg in den Faschismus. Gereon Rath bekommt vom „Bureau for Investigation“ den Auftrag, den jüdischen US-Gangster Abraham „Abe“ Goldstein zu beschatten, eine Gefälligkeit, die für ihn zu einem tödlichen Wettlauf wird. Schon wie in seinen früheren Missionen ermittelt Rath auf eigene Faust und begibt sich in große Gefahr – er gerät zwischen die Fronten eines Bandenkrieges, in dem sich Berliner Unterweltbosse der damaligen „Ringvereine“ erbittert bekämpfen.

Konsumtempel und Korruption

Volker Kutschers Romane sind purer Nervenkitzel und ein großer Lesegenuss. Man fühlt sich durch seine treffsicheren Beschreibungen mittendrin im zerrissenen Berlin am Anfang des 20. Jahrhunderts. Wie mit einer Lupe betrachtet Kutscher seine Figuren und das berührt einen als Leser bei aller Spannung sehr: das Schicksal der obdachlosen Gelegenheitsdiebe Alex und Benny zum Beispiel, die sich im prächtigen Konsumtempel KaDeWe einschließen lassen, um Uhren und Schmuck mitgehen zu lassen.

Kutscher entführt seine Leser auf höchst virtuose und mitreißende Art in die jüngere deutsche Geschichte. Und wird dabei höchsten Krimi-Ansprüchen gerecht. „*Goldstein*“ hat es übrigens auf die Shortlist des „*Leserpreis — die besten Bücher 2010*“ geschafft!

Volker Kutscher: „*Goldstein – Gereon Rath's dritter Fall*“, Verlag Kiepenheuer&Witsch, 2010, 19,95 €. ISBN 978-3-462-04238-2



9. Förderpreis 2010 · von Andreas Hagedorn

Herbsttage

Das Durcheinander in seinem Kopf hatte ihn aus dem Schlaf getrieben. Eine Weile lauschte er dem leisen Atem seiner Frau und fühlte die Wärme ihres eng an ihn geschmiegen Körpers.

An diesem Morgen konnte er Irinas Nähe nicht ertragen. Behutsam schob er ihren Arm zur Seite, schlug vorsichtig die Bettdecke zurück und stahl sich aus dem Schlafzimmer. Er zog seinen Morgenmantel über und blickte in den Spiegel. Den bohrenden Augen, die sich gegen gerichtet hatten, konnte er kaum standhalten. Seine Finger fuhr durch den Haaransatz, der bald täglich mehr von seiner Stirn preiszugeben schien. Er schmeckte den bitteren Geschmack in seinem Mund, öffnete den Wasserhahn, formte mit den Händen eine Mulde, steckte sein Gesicht in das kalte Wasser und sog mit den Lippen seine Mundhöhle voll. Gurgeln, spülen – die Bitterkeit blieb. Noch ein Mal ließ er die Mulde volllaufen, schleuderte das Wasser in sein Gesicht, rubbelte die Haut trocken und schlich ins Wohnzimmer.

Sie hatte ihn geküsst, – plötzlich – unerwartet. Mit vielem hatte er gerechnet, damit nicht. Den ganzen Abend hatten sie nebeneinander gegessen und liefen nach der Betriebsfeier gemeinsam nach Hause.

Er wollte sie nur einmal in den Arm nehmen, blieb stehen, zögerte – dann plötzlich ihre Lippen auf seinem Mund. Er spürte ihr Knabbern an seiner Unterlippe, das Spiel ihrer Zunge, die erst vorsichtig tastend an seinen Zahnreihen entlang fuhr und dann leidenschaftlich seine Zungenspitze umspielte. Eine Weile standen sie fest umschlungen, dann kroch langsam die feuchte Herbstluft unter ihre Kleider und sie gingen Hand in Hand, blieben immer wieder stehen, küssten sich, schließlich erreichten sie Valeskas Wohnung. Leise hauchte er seinen Atem über ihren Handrücken, nahm ihren Kopf und strich ihr eine Strähne aus dem Gesicht.

„Wir können nicht, wir dürfen nicht.“

„Ich weiß“, sagte sie und öffnete die Haustür.

Er hörte das Rauschen der Toilettenspülung, Irina war aufgestanden. In Gedanken sortierte er seine zurechtgelegten Erklärungen.

„Morgen“, sie drückte ihm einen Kuss auf die Stirn. „Du warst spät letzte Nacht.“

„Erst mal so tun, als ob nichts gewesen ist...“ Er versuchte, aus dem Klang ihrer Stimme auf ihre Gemütslage zu schließen.

„Kaffee?“ Sie nahm den Espresso-Kocher, klopfte mit kräftigen Schlägen

den Kaffeesatz in die Mülltonne und spülte das Sieb.

„Bitte“, sagte er und überlegte, wie er ein Gespräch in Gang bringen konnte. Sein Blick wanderte zum Fensterbrett. Der Bonsai, den er ihr zum fünften Hochzeitstag geschenkt hatte, verlor seine Blätter.

Lange schon träumte Irina von einem eigenen Zuhause. In der Silvesternacht hatte er versprochen, mit ihr eine Eigentumswohnung zu kaufen. Sie blätterte in den Annoncen der Samstagzeitung.

„Was hältst du davon? Sanierter Altbau in Toplage...“

Das Wort Altbau war eine klare Kampf-ansage, schien sie etwas zu ahnen?

„Sogar mit Kachelofen“, kein Zweifel, sie suchte Streit.

Er musterte den kleinen Pigmentfleck über ihrem linken Wangenknochen. Irina war immer noch eine schöne Frau. Sie war ihm tief vertraut und doch schien sie nicht mehr die Frau zu sein, in die er sich an jenem Samstagmorgen in seinem Lieblingscafé aus dem Augenblick heraus verliebt hatte. Unglaublich und amüsant war der Moment der ersten Begegnung, deren Bilder ihm gerade wieder klar vor Augen erschienen:

Wochenende, Schmuddelwetter: Ich eile die Engässerstraße hinunter, das Café Zimtstübchen liegt hinter

einem dichten Regenschleier. Hastig öffne ich die Tür, entgehe gerade der nächsten Windböe. Mist! Mein Platz auf dem Sofa neben dem Klavier ist besetzt – eine hübsche Frau, der Sessel gegenüber ist noch frei – warum nicht?

Sie liest – ein gutes Zeichen.

„Darf ich mitlesen?“, frage ich und entziffere den Buchtitel: „Der Vorleser“. Ich grinse. Ihr Lächeln, bezaubernd und wunderbar schüchtern, ihre Augen blau, ein einziges Blau, fliegen unsicher hin und her, die Frau: einfach faszinierend.

„Ja gern“, hinreißend weich klingt ihre Stimme.

Ich setze mich, ziehe mein Buch aus der Tasche: Es ist „Der Vorleser“ – beide prusten wir los.

Daraus wurde ein Ritual: Samstags frühstückten sie im kleinen Cafe um die Ecke, hockten auf dem gemütlichen Ledersofa, lasen das gleiche Buch und forderten sich durch eigenwillige Interpretationen heraus. Zäh rang jeder um das bessere Argument.

Ihre Schüchternheit, ja ihre fast kindliche Verlegenheit war es, in die er sich damals augenblicklich verliebt hatte. Sie schien ihm wie ein verschütteter Schatz, der gehoben werden wollte und er spürte ein unbändiges Verlangen, ja eine magische Anziehungskraft, alles aus ihr heraus zu lieben, was in ihr verborgen schien.

„Helle 4-Zimmer-Maisonette in City-Nähe.“ Ihre Augen blickten über den Zeitungsrand und fixierten ihn. „Blau, ein einziges Blau.“

Anfangs war seine Rolle in ihrer Beziehung deutlich umrissen, er war Ratgeber, Beschützer, machte Mut, wenn sie zauderte, tröstete, wenn sie an Selbstzweifeln erstickte, suchte und fand Lösungen, wenn sie mal nicht weiter wusste. Aber in letzter Zeit war Irina befremdlich selbstständig geworden.

„Der Besichtigungstermin ist heute Abend, du könntest zur Abwechslung mal wieder früher nach Hause kommen.“ Aus dem Blau stach etwas Prüfendes.

„Rufst du mich an, wegen der Besichtigung, meine ich?“

„Natürlich, am Mittag sage ich dir Bescheid.“

Er drückte ihr einen schnellen Kuss auf die Wange und wollte flüchten – endlich.

Das war kein Kuss! Sie machte es ihm nicht leicht.

Mechanisch stellte er die Aktentasche auf den Boden, nahm sie in den Arm und improvisierte Leidenschaft, dann eilte er aus dem Haus.

Zügig fuhr er aus der Hofeinfahrt, nahm einem alten Golf fast die Vorfahrt, das empörte Hupen rüttelte ihn kräftig durch. Der Wind trieb das erste Laub durch die Straßen, wie immer bei schlechtem Wetter war viel Verkehr in der Stadt. Auf dem Zubringer standen die Rückleuchten dicht an dicht. Er hatte keine Eile, ins Büro zu kommen, hoffentlich hatte keiner der Kollegen etwas bemerkt.

Valeska und er arbeiteten seit sechs Monaten zusammen. Anfangs übersah er ihre Blicke, ihr Lächeln, ignorierte das Aufschütteln ihres Haares, wenn er den Raum betrat und missachtete die Bewegung ihrer Hände, die nervös mit einer Strähne spielten und immer wieder durch das lockige Haar fuhren. Später, wenn sie wieder und wieder ihren schmalen Silberring mit dem quadratischen blauen Stein vom Finger zog, fingen seine Augen ihren Blick. Er begann sie zu necken, sie scherzten, unmerklich wurden seine Arbeitstage länger.

Eigentlich war nicht viel passiert, nur einige Küsse und Umarmungen, sicher

hatte Valeska auch nachgedacht. Aus dem Wagen neben ihm lächelte ihn eine junge Frau an. Instinktiv lächelte er zurück.

Es war etwas passiert! Sehr viel sogar und er spürte sein Verlangen nach mehr.

Die Hände der jungen Frau klopfen rhythmisch aufs Lenkrad, wieder lächelte sie zu ihm herüber, er nestelte an seiner Krawatte.

Was machte seine Ehe eigentlich aus? Was war aus den Träumen seiner Beziehung geworden? Es ging ihnen gut, finanziell jedenfalls, aber sonst...

Da waren die vielen kleinen und großen Wunden, die sie einander zugefügt hatten, die, obwohl verkrustet, nicht richtig heilen wollten. Da war die Routine ihrer Sexualität, die keine Spontanität mehr kannte und deren Öde zu einem unausgesprochenen

Das Urteil der Jury:

„Eine ambitioniert erzählte Geschichte mit überzeugenden, ja sehr guten Passagen; andere Stellen sind jedoch etwas zu plakativ und unspezifisch.“

(Dr. Fritz Gesing)

Tabu geworden war. Da war der hässliche Streit im Urlaub vor zwei Jahren, als sie ihm vorwarf, den gemeinsamen Kinderwunsch immer dem nächsten Karriereschritt zu opfern und er ihr entgegen schleuderte, dass sie als Nichtstudierte eben nicht seine Möglichkeiten hatte. Wortlos hatte sie sich herumgedreht und beide hatten nicht mehr darüber gesprochen. Zwei Monate später erfüllte sich Irina ihren lang gehegten Traum und begann mit ihrem Fernstudium: Journalismus. Sie, die nie Karriere machen wollte, sprach plötzlich von Redaktionsleitung und Verlagswechsel. Seitdem kämpfte ihre Gemeinsamkeit ständig gegen Prüfungstermine und Wochenendseminare: Irina war ihm fremd.

An der Kreuzung Friesenallee / Ecke Kurt-Schumacher Straße war die Ampel ausgefallen. Mit ausladenden Bewegungen ordnete ein Polizist das entstandene Chaos. Die junge Hübsche im Wagen neben ihm schenkte ihm einen letzten Blick, dann bog sie ab.

Wer war Valeska Dohmen? Was faszinierte ihn an dieser Frau? Sie war Sachbearbeiterin in der Personalabteilung und betreute seinen Fachbereich. Sie war zwölf Jahre jünger, hübsch, hatte ein bezauberndes, schüchternes Lächeln, schien ihn zu bewundern und hatte ihn in der letzten Nacht geküsst. Tagsüber war sie ständig in seinem Bewusstsein und nachts in seinen Träumen. Wenn Irina und er sich liebten, verloren sich seine Gedanken an sie und wenn er Irina küsste, sehnte sich seine Lippen nach ihr, es gab keinen Zweifel: Er, Harald Wenigmann, hatte sich verliebt.

Ein Pfiff schrie über die Kreuzung, der Polizist winkte mit heftigen Bewegungen in seine Richtung. Sein Wagen schoss über die Kreuzung.

Mit Valeska könnte alles neu beginnen. Noch einmal von vorn anfangen, aus der Wüste seines Lebens flüchten, wieder Leidenschaft spüren.

„Ich möchte Kurzgeschichten und Sachtexte veröffentlichen und vor allem journalistisch arbeiten.“

Sie schien ihm wie ein ungeschliffener Kristall, den er zum Leuchten bringen würde.

Er erreichte das Firmengelände. In den Scheiben des Verwaltungsgebäudes spiegelte sich das trübe Novemberlicht. Hinter dem Fenster im dritten Stock arbeitete Valeska. In seinem Bauch kribbelte es.

Der Parkplatz war fast voll besetzt. Er kurvte einige Mal durch die Reihen, dann quetschte er seinen Wagen in die letzte verbliebene Lücke.

Beim Mittagessen teilte ihm Valeska mit, dass sie nachgedacht hatte.

Er verabredete mit Irina den Besichtigungstermin für die Wohnung um 19:00 Uhr.

Die Wohnung war, wie er es sich immer erträumt hatte. Auf dem Fenstersims verlor der Bonsai sein letztes Blatt.

Über den Autor



Andreas Hagedorn (42) wohnt in Karlsruhe und ist von Beruf Manager. Als sich Hagedorn 2006 für die „Große Schule des Schreibens“ suchte er eine intellektuelle Herausforderung und wollte die „Zutaten“ für gute Literatur verstehen. Für seine Beziehungs-Geschichte „Herbsttage“ bekam er den 9. Förderpreis.

Unterhaltsame Stilanalyse

Für angehende Autoren wie auch für Berufs-Schriftsteller gibt es seit Neustem im Internet ein wunderbares „Spielzeug“: Auf der Seite „Ich schreibe wie...“ können Sie Ihren Schreibstil analysieren lassen. Ob Briefe, Emails, Blogbeiträge oder Tagebuch – Sie tragen einfach Ihren Text in ein Feld ein und schon einen Klick und kurze Zeit später spuckt die „Stil-Messmaschine“ eine Diagnose aus! Vielleicht schreiben Sie ja wie Leo Tolstoi, Thomas Mann oder Ildiko von Kürthy?

Die neue Messmethode soll übrigens auch bei Bestsellerautoren sehr beliebt sein. So hat zum Beispiel die erfolgreiche Schriftstellerin Margaret Atwood über Twitter verkündet, dass sie laut „ich schreibe wie“ den gleichen Stil wie Stephen King hätte.

Nicht so ganz wissenschaftlich und deshalb nicht wirklich ernst zu nehmen ist die neue Methode allerdings bisher. Deren Erfinder hat bisher nur drei Werke von etwa 50 Schriftstellern eingespeist... Deshalb klingt der Lady Gaga-Song „Alejandro“ auch sehr ähnlich wie ein Menuett von Shakespeare und Barack Obamas Stil soll dem des amerikanischen Hyperintellektuellen David Foster Wallace gleichen. Und mit wem werden Sie verglichen: Kafka, Böll oder Dieter Bohlen? Probieren Sie es aus, es macht einfach nur: Spaß!

Den Test finden Sie unter: www.ich-schreibe-wie.de

Nesser mordet am besten

Der schwedische Krimi-Autor Håkan Nesser wurde mit dem Europäischen Preis für Kriminalliteratur 2010/2011 ausgezeichnet. Der 60-jährige Nesser konnte sich gegen vier weitere europäische Krimiautoren durchsetzen und die meisten Publikumsstimmen gewinnen. Rund 10.000 Menschen aus 20 Ländern hatten sich an der Abstimmung beteiligt. Die unter dem Namen „Ripper Award“ bekannte Auszeichnung ist mit 11.111 Euro dotiert. Der Preis wurde 2008/2009 zum ersten Mal verliehen, der Preis ging an den ebenfalls aus Schweden stammenden Autor Henning Mankell.

Die beliebtesten deutschen Bücher

Das Goethe-Institut hat weltweit eine Umfrage gestartet und nach den beliebtesten deutschen Büchern gefragt. Die Auswertung hat ergeben, dass „*Die unendliche Geschichte*“ von Michael Ende am häufigsten als Lieblingsbuch genannt wurde. „*Der Vorleser*“ von Bernhard Schlink kam auf den zweiten Platz, gefolgt von Otfried Preußlers „*Krabat*“ und Thomas Manns „*Buddenbrooks*“. „*Das Parfum*“ von Patrick Süskind folgt auf Platz 5. Goethes „*Faust*“ erreichte den 7. Platz in der Beliebtheitskala.

Wort des Jahres 2010

„Wutbürger“ ist das Wort des Jahres 2010. Die Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden setzte den Begriff auf Platz eins ihrer jährlichen Liste: „Wutbürger“ stehe für die Empörung in der Bevölkerung, „dass politische Entscheidungen über ihren Kopf hinweg getroffen werden“. Passenderweise landete auf Platz zwei der Begriff „Stuttgart 21“.

Den dritten Platz nahm in Anspielung auf die Diskussion um den früheren Bundesbankvorstand Thilo Sarrazin und sein Buch „Deutschland schafft sich ab“ der Begriff „Sarrazin-Gen“ ein. Außerdem haben es noch „Wiki-leaks“, „Aschewolke“ und „Vuvuzela“ auf die Liste geschafft.

Das Wort des Jahres wird seit 1978 jedes Jahr von der Gesellschaft für deutsche Sprache ermittelt. Ausgewählt werden Wörter und Ausdrücke, die die öffentliche Diskussion des betreffenden Jahres besonders bestimmt haben. Dabei ist nicht die Häufigkeit ausschlaggebend, sondern die Prägnanz der Begriffe.

Surftipp

Eine Übersicht über zahlreiche deutschsprachige Wettbewerbe und vieles mehr bietet das Internet-Forum www.keinverlag.de/wettbewerbe. Das Portal richtet sich an Autoren, Dichter und Schreibende aus aller Welt. Neben Tipps, Texten und Kontaktmöglichkeiten zu anderen Autoren kann man hier auch kleinere Texte veröffentlichen.

Impressum

→ **Druck**

Druckerei Print64

→ **Redaktion**

Sabine Grillo

→ **Gestaltung**

Andreas F. Sperwien

→ **Schule des Schreibens**

Hamburger Akademie für Fernstudien

Neumann-Reichardt-Straße 27-33

22041 Hamburg

Tel.: 040 / 658 09 75

Fax: 040 / 658 09 33

www.schule-des-schreibens.de